



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

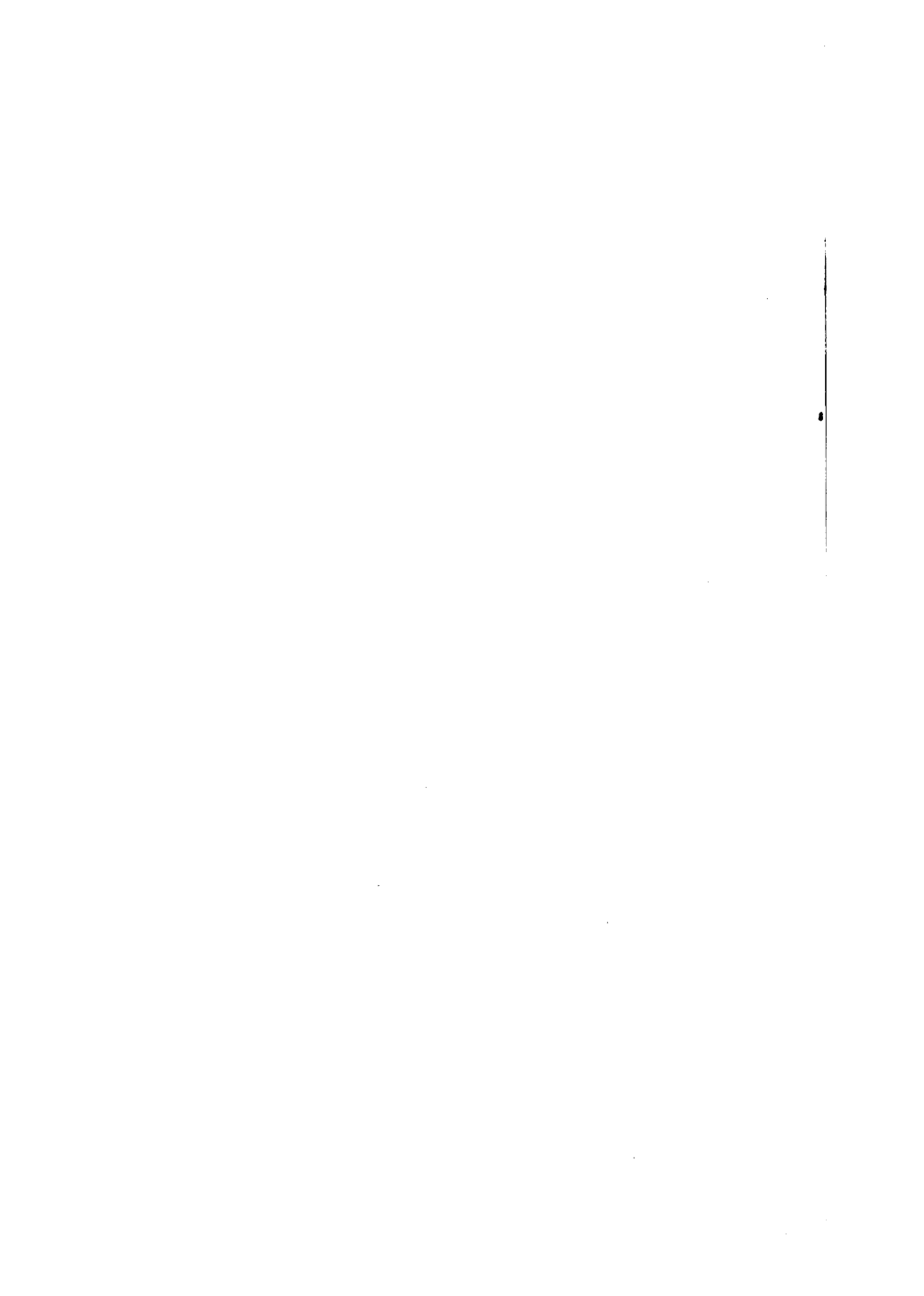
NYPL RESEARCH LIBRARIES



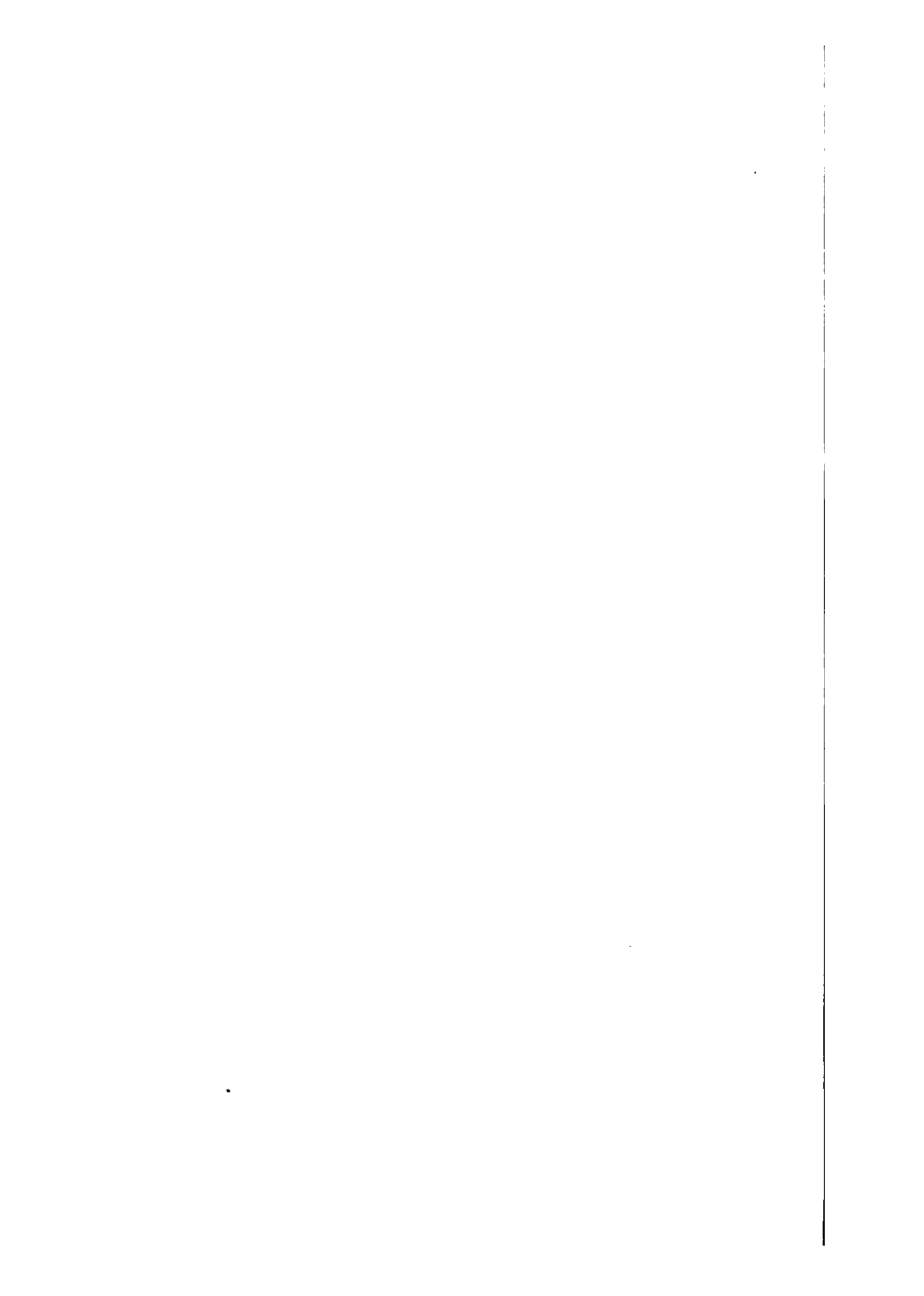
3 3433 07573792 8



NGL  
Eckstein







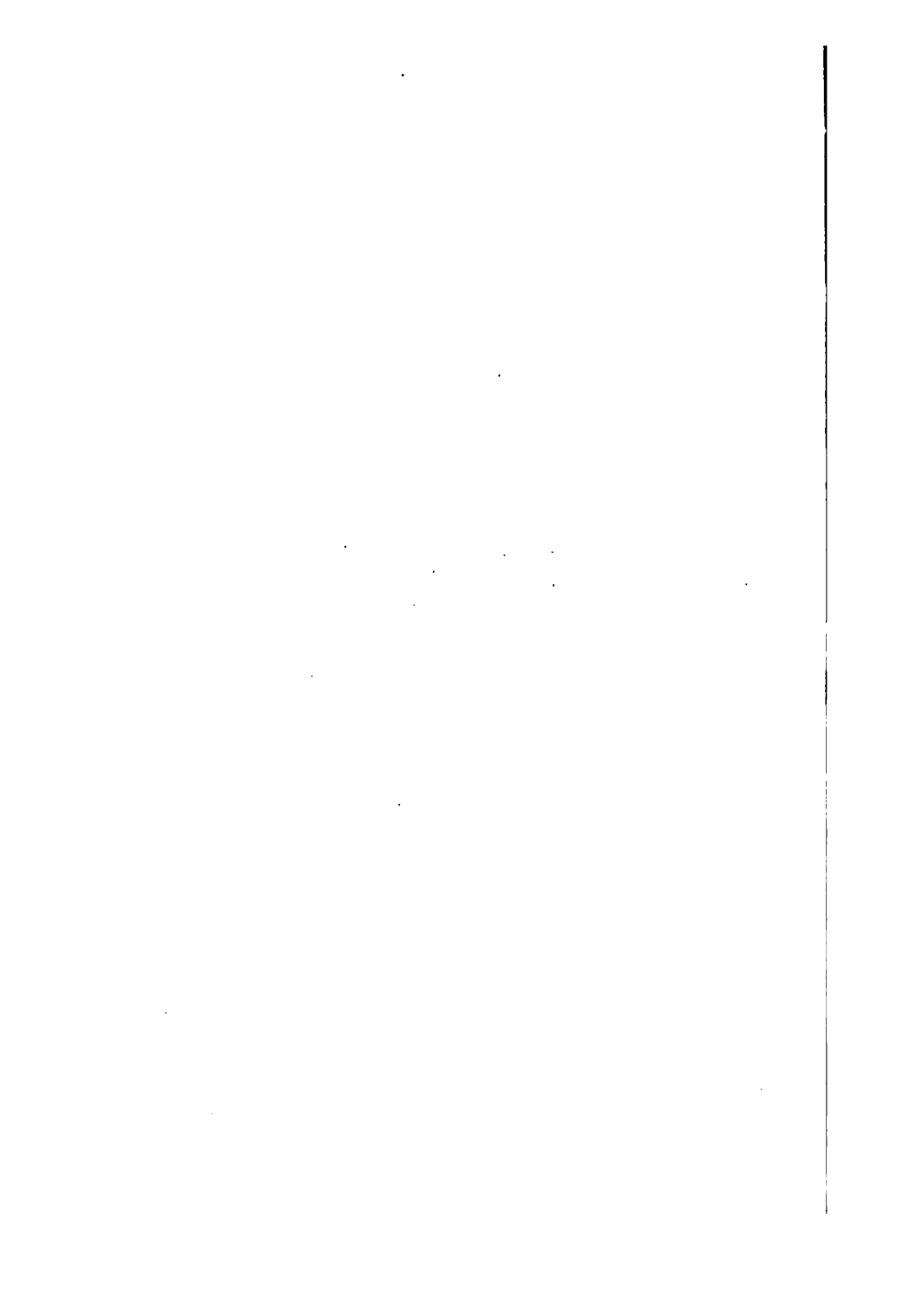


7046

( Eckstein )

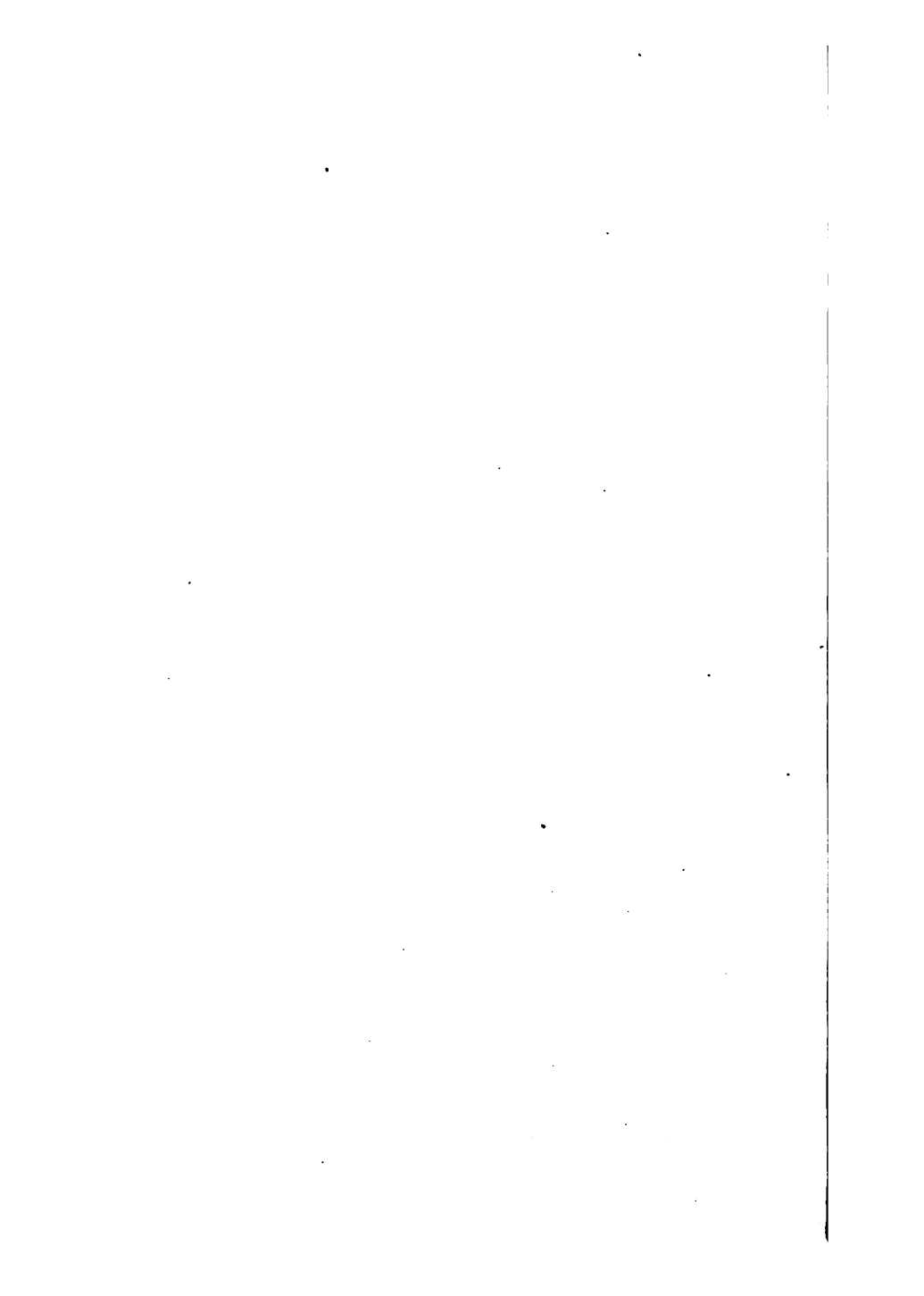
NG





Nero.

---



# Nero

Ein Roman

von

Ernst Eckstein

Erster Band



Leipzig

Verlag von Carl Reifner

1889

31161-



Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde  
Sprachen, vorbehalten.

## Bum Eingang.

---

Der vorliegende Roman stellt sich die Aufgabe, seinen Lesern zu schildern, wie und durch welche Momente sich der ursprünglich so milde, unverdorbene, groß und edel veranlagte Nero in das übermenschliche Ungeheuer verwandelt hat, von dem uns die alten Autoren so unbegreifliche Dinge erzählen. Aus dieser Absicht ergiebt sich naturgemäß die umfassendere Behandlung der einzelnen Entwicklungsstadien im Vergleich mit den Ausschreitungen des fertigen Missethätters. Sobald der Cäsar den Höhepunkt seiner Entartung erreicht hat, ist unser Problem der Hauptsache nach gelöst; nur die Entföhnung, falls eine solche möglich erscheint, reizt noch unser künstlerisches Interesse.

Dies zur Vorbemerkung für solche Leser, die, verführt durch die herkömmliche Betrachtung dieses

Charakters, vielleicht eine breitere Ausmalung des Schauerhaften und Widerlichen erwartet haben.

Noch sei hier erwähnt, daß die Ereignisse, die sich in Wahrheit auf einen erheblich längeren Zeitraum vertheilen, aus leicht ersichtlichen Gründen zusammengedrängt worden sind. Auch sonst finden sich kleine Abweichungen von der Chronologie, die nicht über Gebühr auffallen werden. Für diese und andere Punkte — insbesondere für die innere Motivirung der geschichtlichen Vorgänge — nehme ich selbstverständlich ganz die gleiche Freiheit in Anspruch, die der Dramatiker, einem historischen Stoff gegenüber, längst als sein unbestreitbares Recht betrachtet. Uebrigens wird ein genaueres Studium der einschlägigen Literatur den Beweis liefern, daß gar manche „Kühnheit“, die den Leser anfänglich überrascht — so z. B. die Intimität der Poppäa Sabina mit der Phönicierin Hasdra, die Beziehungen Seneca's zu dem fanatiker Nicodemus, die Genesis der Christenverfolgung u. a. — nicht so ganz in der Luft schwebt, sondern durch die Berichte der alten Autoren und die neue und neueste Kritik vielfach getragen wird.

Dresden, im Herbst 1888.

G. G.



## Erstes Kapitel.

Drei Soldaten des römischen Stadtpräfecten schleppten einen Gefangenen durch die cyprische Gasse.

Der kaum vierundzwanzigjährige Mensch war zum Tode verurtheilt. Er sollte durch die Klinge des Henkers enthauptet und dann auf dem Anger der Missethäter vergraben werden.

Ueberall, wo die Bewaffneten mit dem jungen Manne vorüberkamen, blieb man einen Augenblick stehen. Das bleiche und doch so gefasste Antlitz des Unglücklichen erregte selbst bei den leichtlebigen Römern eine gewisse Theilnahme. Dies Volk, das jährlich Tausende von Gladiatoren und Thierkämpfern bluten und sterben ließ, dem das Röcheln der Todesopfer die wonnevollste Musik war, schien von plötzlichem Mitleid ergriffen. Insbesondere die Frauen: denn Artemidorus war schön. Die ebenmäßigen Züge, klar, wie in Marmor gemeißelt, das schwärmerisch-dunkle Auge mit den tiefschwarzen Wimpern, die edle Stirn und das prächtige Haupthaar — dies

Alles gemahnte fast an die würdevolle Erscheinung des Pthapriesters Necho, der die vornehme Damenwelt Roms gleichermaßen durch die Kunst seiner Weissagung wie durch den Zauber seiner Persönlichkeit fesselte.

Auch Artemidorus war Orientale.

Er entstammte dem fernen Damaskus, war zu Jerusalem von dem Senator Flavius Scevinus käuflich erworben und mit nach den sieben Hügeln gebracht worden. Bald darnach mit der Freiheit beschenkt, diente er seinem ehemaligen Eigenthümer als Schatzmeister, Vorleser und Bibliothekar, ja beinahe als Vertrauter, bis ein plötzlicher Umschwung der Dinge dies friedliche und behagliche Dasein zerstörte und den einst so Veneideten in die Arme der Häscher warf.

Je mehr man dem entsetzlichen Ziele sich näherte, um so schwerer und zögernder schritt Artemidorus einher. Der Obersoldat, der die kleine Geleitschaft befehligte, mußte ihn wiederholt durch ernsthafte Mahnworte aufrütteln.

Es war ein wundervoller Oktobertag. Ganz Rom schien wie in flüssigem Golde zu schwimmen. Rothglühendes Weinlaub, mit dunkelbeerigen Trauben durchsättigt, hing über die Mauern der Gärten oder schmiegte sich an den weithinschattenden Ulmen hinauf. Ein unbeschreiblicher Hauch von Frische und Lebenslust wehte durch alle Straßen. Die Männer hielten sich stattlicher, die Frauengesichter leuchteten schöner und lockender.

Ihm wenigstens dünkte es so, dem armen Verur-



theilten, der in kurzer Frist Abschied nehmen sollte von dieser Welt des glänzenden Scheins.

Wo war jetzt der vertrauende Todesmuth, der noch vor kurzem seine Adern geschwellt hatte wie vom Odem eines besseren, übermenschlichen Daseins?

Wie er die purpurfarbigen Nebel so wogen und wuchern sah, gedachte er einer zierlichen Rhodierin, deren schamhaft geröthete Stirne er einst mit solchem Blattwerk geschmückt hatte, — in glücklicher Einsamkeit, tief in der lauschigen Parkwildniß seines Gebieters.

„Chloris, Chloris!“ seufzte er qualdurchschauert.

Welch ein Verhängniß, daß ihm das Bild der Geliebten gerade jetzt vor die Seele trat, wo er all seiner Kraft und all seiner Lebensverachtung benötigte, um zu zeigen, daß ein Jünger des Zimmermannssohnes von Nazareth freudig und hoffnungsklar dem Beispiele seines Heilands folgt!

So sehr er dagegen ankämpfte, seine Erinnerung malte ihm die ganze glückberauschte Vergangenheit in brennender Farbenpracht.

Vor einigen Wochen erst hatte er Chloris gesehen, als sie im Hause des Cajus Calpurnius Piso die neunseitige Kithara spielte und dazu ein fröhliches Liebeslied des Alcäus vortrug. Es war dies ihr erstes Auftreten auf dem gefährlichen Boden der Siebenhügelstadt, — und gleichzeitig ihr erster Triumph. Alles jubelte ihrer köstlichen Meisterschaft, ihrer herrlichen Stimme zu.

Artemidorus, der sich in der Gefolgschaft seines Gebieters Flavius Scevinius befand, war wie verzaubert. Von dieser Minute an hatte er keinen anderen Gedanken als ihren Besitz.

Doch — einen andern, einen höheren Gedanken: ihr Seelenheil! Nach jener unvergeßlichen Stunde, da er zum ersten Mal ihre Lippen geküßt, war ihm der leidenschaftliche Wunsch erwacht, die Verlorene zu retten. Verloren war sie, der Anschauung des gläubigen Nazareners zufolge, wenn es ihm nicht gelang, sie von der himmlischen Wahrheit zu überzeugen, die Jesus Christus geoffenbart hatte.

Artemidorus warb daher, wie er erst um ihr Herz geworben, voll Inbrunst um ihre Seele.

Leider vergeblich.

Chloris kannte das Leben nur von seiner rosenfarbenen Seite her. Die Erde schien ihr ein duftiger Lustgarten, recht geschaffen zum Glück und zum kampflosen Frohgenuß. Als Griechin schreckte sie vor allem Herben und Düstern zurück; die Kreuzeslehre mit ihrem schweremuthsvollen Entsagen wollte nicht Eingang finden in diesem Gemüth, das ganz durchtränkt war von der Sonnenhelle der althellenischen Götterwelt. Die schöne Kitharapfeilerin zuckte die Achseln; sie lächelte; sie erklärte ihrem Artemidorus, daß er sie langweile, und schloß nach langem unerquicklichem Widerstreit mit einem spöttischen „Niemals!“

In hellem Ingrimm hatte er die Geliebte nach diesem „Niemals!“ verlassen. Nicht auf sie zürnte er, — denn es war ja nicht ihre Schuld, wenn die bösen Geister ihr thörichtes Herz so umklammert hielten, — sondern auf die Tücke der alten Götter, die trotz der Geburt des Erlösers noch so viel Macht besaßen über die Reinsten selbst und die Edelsten.

So geschah denn, was ihm die Anklage wegen Beschimpfung der Staatsreligion und die Verurtheilung zum ehrlosen Tode zuziehen sollte. . . .

War sein Elend vielleicht nur eine Strafe der einen und wahrhaftigen Gottheit? Wollte sie ihn zu Boden schmettern für die Hartnäckigkeit, mit der seine Liebe an Chloris, der Spöttlerin, festgehalten?

Er über sann dies Alles in wirrer Gedankenfolge. Reuend kämpfte er wider die seltsamen Regungen, die ihn fast zu ersticken drohten. Er versuchte zu beten. „Selig sind, die um der Lehre des Heilands willen den Tod erleiden,“ murmelte er mit zuckender Lippe. Weiter kam er nicht. Das goldene Sonnenlicht strömte jetzt so voll über den Weg; ein balsamischer Lusthauch quoll ihm entgegen — und alle Heilslehren übertäubend, schrie es laut in seinem geängstigten Herzen auf: „Wehe deiner blühenden Jugend!“ —

Er fühlte die warmbeglänzte Herrlichkeit, die ihn umgab, wie eine grausame Verschärfung seines Geschicks. „So sterben zu müssen, — fern von ihr . . .!“ klang es

ihm unaufhörlich durch das brennende Hirn; — „fern von ihr, fern von ihr!“

Ja, die unerbittliche Gottheit hatte ihn auserlesen zur höchsten irdischen Marter, zur tiefsten Verzweiflung. Wäre sein scheidender Blick nur noch einmal dem der Geliebten begegnet, — welch ein Labfal in der letzten fürchterlichen Minute! So aber — — das war der Tod noch während des Lebens!

„Fern von ihr!“ brauste es um ihn her. „Fern von ihr!“ Die Kniee wankten ihm. Es ward ihm schwarz vor den Augen.

„Taumele nicht!“ sagte der Obersoldat. Wenn Du denn sterben mußt, so stirb wie ein Mann!“

Artemidorus raffte sich auf. Die Anwendung war vorüber. Er holte Athem und schritt dann ruhig und gleichmäßig weiter.

Jetzt, da die Geleitschaft mit dem Verurtheilten links in südöstlicher Richtung von der cyprischen Gasse abbog, drängten sich Männer und Frauen, meist in ärmlicher Kleidung, so dicht und zahlreich heran, daß die Eskorte für einige Augenblicke nicht weiter konnte.

„Artemidorus!“ erklang es in allen Tonarten. „Sei standhaft, Artemidorus! Fahrwohl, Artemidorus! Vergiß deine Freunde nicht! Bitte für uns vor dem Thron des Allmächtigen!“

Einzelne ergriffen die gefesselten Hände des jungen Mannes und küßten sie; Andere stimmten nach feierlich

Klagenden Melodien Gesänge an, in denen der Name „Jesus“ durch besonders eigenartige Tonverbindungen gekennzeichnet war.

Ein hochgewachsener, hagerer Fünfziger, dessen breit-schimmernder Goldring verrieth, daß er dem Ritterstand angehörte, bahnte sich jetzt den Weg durch's Gedränge.

„Gestattest Du,“ sagte er zu dem Obersoldaten, „daß ich euren Verurtheilten, eh' sich sein Schicksal erfüllt, noch einmal umarme?“

Der Soldat krauste die Stirne. Die Anzahl derer, die hier von allen Seiten mit Artemidorus sympathisirten, flöste ihm augenscheinlich Bedenken ein. Er durfte den finsterblickenden Mann, der die Toga so stolz und bedrohlich über der Schulter trug, nicht schroff zurückweisen wie einen schätzbigen Kornspenden-Empfänger.

„Mach's kurz!“ sagte er zögernd. „Ich bin sonst nicht von Eisen und Stein: aber hört's der Präfect, so komm' ich in Ungelegenheiten.“

„Nicodemus!“ flüsterte Artemidorus, während der Freund ihm wie segnend einen Kuß auf die Stirn drückte, — „welch' ein Schicksal! Welch' ein trauervolles Verhängniß!“

„Muth, mein Sohn! Harre aus bis zulezt! War es unklug, daß Du so voreilig wider den Wall gestürmt, so war es doch immerhin hochherzig. Glückliche Jugend, die da nicht ahnt, wieviel sicherer der ruhige Bedacht zum Ziele führt, als der Zorn und das Ungestim!“

„Du hast Recht,“ murmelte Artemidorus. „Da ihr doch Alle so hoffnungsfreudig der Zukunft entgegenfahrt, kam es mir, einem der Jüngsten, vielleicht nicht zu. . . . Aber Chloris, die hassenswerthe, geliebte Chloris war daran Schuld mit ihrem entsetzlichen Unglauben. Ich war wie von Sinnen. Alles, alles hatte ich aufgeboten: umsonst! Und wie ich nun heimkehre und erblicke im Atrium die abscheulichen Götzenbilder mit ihrem höhnischen Grinsen . . .“

„Schweig! Du hast die römische Gesellschaft gereizt, — und das war zwecklos. Niemand wird hier seines Glaubens wegen getränkt. Wir können und werden in aller Ruhe und Vorsicht den Pfad verfolgen, der den Bekennern des Evangeliums klar vor der Seele steht. Nur keine Stürme, keine Gewaltthaten! Auch Du, mein theurer Artemidorus, wärest bei dem, was ich so mühsam geplant habe, vielleicht ein Bundesgenosse gewesen. Ich bin trostlos, Dich verloren zu haben!“

Der junge Mann richtete sich hoch auf.

„Wie? Du beklagst mich? Aber ist es denn nicht das Höchste, was Gottes Huld uns beschereen kann: siegreich dahin zu sterben als Blutzzeuge für die Lehre von Nazareth?“

„Dein Zeugniß, Artemidorus, wird nicht verloren sein,“ flüsterte Nicodemus beschwichtigend. „Aber Du hättest leben können, leben . . .“

Mitten in seiner Rede ward Nicodemus durch eine



plötzliche Unruhe in den Reihen des Volks unterbrochen. „Der Kaiser!“ klang es von hundert Lippen zugleich, und Aller Augen wandten sich in der Richtung der Porta Querquetulana, von wo eine prachtvolle Sänfte mit purpurnem Baldachin langsam näher kam. Acht stämmige, flachsblonde Sigambrier in scharlachrother Gewandung trugen das verschwenderisch ausgestattete Prunkbett auf Tragbalken von vergoldetem Cedernholz.

Die faltenreichen Gardinen waren zurückgeschlagen.

In den Kissen lehnte ein stolzes, majestätisches Weib — Agrippina, die Kaiserin-Mutter — und ihr zur Seite ein Jüngling von gewinnender Schönheit, beinahe mädchenhaft in dem Ausdruck seiner großen, forschenden Augen, den üppigen Mund von einer Fülle liebenswürdiger Gedanken umspielt, halb Küsse athmend, halb Melodieen träumend.

Der Führer der kleinen Eskorte zuckte bei diesem Anblick zusammen. Er wußte, wie ungern der Imperator an Dinge gemahnt wurde, die mit der ruhig-klaaren Stimmung seines Gemüths im Widerspruch standen; wie insbesondere die Rechtsprechung und der Eindruck ihrer grausamen Consequenzen ihn aufregte.

„Pharax, Du bist zum Unheil erkoren!“ sagte der Soldat zu sich selbst. „Wenn der Stadtpräfect das erfährt, wird der Nebstock des Centurio Dir mit gabitaniſcher Grazie über den Rücken tanzen! Freilich, die Sache ist nur ein Zufall; aber ein Knecht des Präfecten büßt sogar für die Launen des Fatums . . .“

„Der Kaiser!“ hatte auch Nicodemus gerufen. „Er kommt auf zwei Schritte an Dir vorbei! Fleh' seine Gnade an, Artemidorus!“

Alles machte jetzt Platz. Nicodemus ergriff die Hand einer jungen Blondine, deren Auge bis dahin voll heiligen Mitleids auf dem Gefangenen geruht hatte. Fragend sah sie empor. Eine bedeutsame Gedankenverbindung mußte sich hinter der Stirne des Mannes vollzogen haben: denn ein Leuchten unverhoffter Befriedigung ging über sein Antlitz und der fast triumphirende Zug um die Lippen schien zu befragen: Das bedeutet Erfolg!

Er beugte sich zu dem Mädchen hernieder und flüsterte hastig:

„Acte, Du siehst es! Der Himmel selber zeigt uns die Pfade! Wenn Du noch irgend gezweifelt hast, ob mein Plan dem Gott Jesu Christi wohlgefällig und lieb sei, so wird dies wunderbare Zusammentreffen Dir Klarheit gewähren. Höre nun, was ich heische! Sobald ich Dir zunicke, trittst Du vor, wirfst Dich dem Kaiser zu Füßen und suchst den muthigen Artemidorus zu retten!“

„Das will ich!“ gab ihm Acte zurück. „Bete Du, daß mich der Cäsar erhören möge!“

„Ich hoffe, er wird . . .“ murmelte Nicodemus. „Sprich nur so warm und so innig, wie Dir's um's Herz ist! Oder jammert's Dich nicht dieser blühenden Jugend, die unter dem Weilhieb des Henkers hilflos verbluten soll?“

Acte seufzte und schwieg. Starr und zaghaft blickte sie in das bunte Getlimmel.

„Wie schön sie ist und wie kradlich!“ dachte Nicodemus erregt. „Keine Zweite gleicht ihr in Rom . . . Es muß gelingen, es muß! . . .“

„Heil dem Kaiser!“ klang es immer näher und näher. Und nun stimmten die Wachsoldaten weithallenden Rufes mit ein und das gaffende Volk und die meisten der Nazarener. „Ruhm und Ehre dem Imperator! Heil dem Claudius Nero, der Wonne des Menschengeschlechts!“

Der Kaiser hatte seinen Sigambrenn ein Zeichen gegeben. Die Sänfte hielt an. Auf den Sturm der Begrüßungsrufe, die Nero mit einer liebenswürdigen Handbewegung erwidert hatte, folgte lautlose Stille.

„Ein Unglücklicher!“ wandte der junge Fürst sich zu Agrippina. „Du erlaubst, theure Mutter, daß ich die Stadtsoldaten befrage, was er verbrochen hat?“

„Ganz, wie Du willst,“ versetzte die Kaiserin-Mutter. „Dem Herrscher des Weltreichs steht es unzweifelhaft wohl an, sich um Alles, auch um das Kleinste zu kümmern, was ihm den Weg kreuzt.“

„Um das Kleinste?“ lächelte Nero, der Mutter in's Auge blickend. „Ein kettenbeladener Mensch, dem das Weh und der Jammer im Antlitz geschrieben steht . . . Nein, theure Mutter, das redest Du neben dem Herzen her! Oder verlangt es die Würde des Imperators, das Unglück der Staatsangehörigen leicht zu nehmen, — leicht

wie das Mißgeschick dieser pästischen Rose, die deinem schönen Gelock zu entgleiten droht?“

Mit anmuthsvoller Geberde schob er den Stengel der sinkenden Blume unter das strahlende Diadem, das Agrippina's flammfarbigen Schleier hielt.

Dann, zu dem Oberfeldaten gekehrt, fragte er wohlwollend:

„Wen haltet ihr da und worin besteht sein Verbrechen?“

„Herr,“ sprach der Soldat, „es ist ein Freigelassener des Flavius Scevinus . . .“

„Wie? Unseres Freundes, des ewig jungen Senators?“

„Des nämlichen.“

Nero warf einen prüfenden Blick auf den jungen Mann, der unbeweglich die Augen zu Boden senkte.

„In der That, ich erkenne ihn . . . Artemidorus, der uns damals im Parte die Schriften des Ennius entrollte . . . Flavius Scevinus war meines Lobes so voll. Er pries deine Zuverlässigkeit, deine Klugheit. Und jetzt? Ich begreife das nicht!“

„Herr,“ hub der Oberfeldat wiederum an, „der Verurtheilte leidet nach dem Gesetz. Ein Sklave hat ihn dabei überrascht, wie er die Hausgötter grimmig verhöhnte und zuletzt von den Sockeln warf.“

„Artemidorus,“ wandte sich Nero an den Gefesselten, „ist das wahr?“

Blitzenden Auges hob der Gefragte sein schönes, bleiches Gesicht.

„Ja, Herr,“ sprach er mit fester Stimme.

„Wußtest Du,“ fuhr der Kaiser mit ruhiger Strenge fort, wußtest Du, daß Du mit diesem Angriff auf die Heiligthümer des Hauses ein todwürdiges Verbrechen begingst?“

„Todwürdig, im Sinn des Gesetzes, — ja!“

„Und was bewog Dich, dieses Gesetz unter die Füße zu treten?“

„Die Liebe zur Wahrheit.“

„Wie so?“

„Eure Penaten und Laren sind falsche Götter: ich aber glaube an den wahrhaftigen Gott, den Jesus Christus gelehrt hat.“

„Du bist Nazarener?“

„Ja, Herr!“

„Ist das deinem erhabenen Schutzherrn Flavius Scevinius bekannt gewesen?“

„Ja, Herr!“

„Hat er Dich jemals darum belästigt?“

„Nein, Herr!“

„Nun also! Glaub', was Du willst, und laß die Anderen glauben, was sie wollen. Siehst Du nicht ein, daß diese Forderung schlicht und gerecht ist?“

„Jesus Christus hat uns geboten, die Lehre des

Heils weiter zu tragen und wider die feindlichen Truggötter anzukämpfen.“

„Sei's darum! Kämpfe, — aber kämpfe im Geist! Ueberzeugt man etwa mit der geballten Faust? Sind Schmähworte ein philosophisches Argument? In der That, Du hast deine Strafe verdient, Artemidorus . . .“

Der Obersoldat machte ein sehr beklommenes Gesicht. Er hatte fast mit Bestimmtheit darauf gerechnet, Claudius Nero würde den Gang der Ereignisse durch einen Akt seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit unterbrechen. Geschah dies, so mußte der Stadtpräfect den Restock des Centurionen natürlich im Schrank lassen. Jetzt mit einem Male und gegen jedes Erwarten erklärte der Cäsar die Strafe, die selbst er, Pharaç, und seine Mitsoldaten barbarisch und überlebt fanden, für billig und sachgemäß! Verdrießlicher Umschwung!

Acte inzwischen, dem Zeichen des Nicodemus gehorchend, hatte sich aus den Reihen des Volkes stürmisch hervorgedrängt. Dicht vor der Sänfte des Imperators warf sie sich knieend auf's Straßenpflaster. Voll unsäglichen Liebreizes hob sie ihr rosig blühendes Antlitz zu dem Herrscher des Weltreichs empor und hauchte mit einer Stimme, in welcher die ganze bestrickende Allgewalt mitfühlender Weiblichkeit zitterte:

„Gnade, Herr! Gnade für meinen Bruder!“

Das Auge des jungen Kaisers weilte mit staunendem Wohlgefallen auf der schlanken Gestalt, die so inbrünstig

zu ihm aufschaute. Selbst die Kaiserin-Mutter konnte sich einer flüchtigen Regung von Sympathie nicht erwehren, und milder als sonst glitt ihr ein Lächeln über das ernste, stolze Gesicht.

„Ich dachte es wohl,“ sagte der Kaiser bewegt. „Wer eine Schwester von so holdseliger Art und Geberde besitzt, der mag aus Irrthum und Uebereilung gefehlt haben, aber kann nicht schlecht sein.“

Einige Augenblicke schien er völlig versunken in diese zauberhafte Erscheinung. Dann ergriff er die Hand Agrippina's und hub mit declamatorischem Pathos wiederum an:

„Eh'vorgestern war dein Geburtstag! Bei allen Schmuckverkäufern und Juwelieren der Zwei-Millionen-Stadt habe ich Umschau gehalten, um Etwas bilden zu lassen, was deiner würdig wäre: aber ich fand nur dieses klägliche Diadem. Kostbar an sich, drückt es dennoch dein ambrosisches Haupt wie ein Reif aus Korinther-Metall. Jetzt vergönnt mir das Schicksal etwas Erlauchteres! Zur Ehre deines vieltheuren Namens, geliebte Mutter, übe ich hier das Recht, zu lösen und zu entschöhnen.“

Er befahl den Soldaten, ihren Gefangenen dicht vor die Sänfte zu führen, während sich Acte mit einem leuchtenden Dankesblicke zurückzog.

„Du hast es gehört,“ sprach Nero. „Ich begnadige Dich! Bringt ihn zurück nach dem Hause des Flavius

Scevinus und meldet meinem vortrefflichen Freunde, was vorgefallen! Ich lasse ihn bitten, den Missethäter acht Tage lang einzusperrn. Dir aber, junger Mann, empfehle ich Klugheit und Vorbedacht! Nochmals: Hältst Du die Götter des Römerreiches für Traumgestalten, so opfere meinethwegen der Isis oder dem Horus, aber mäßige deine vorlaute Zunge und beleidige nicht das Feingefühl der Quiriten!“

Dem Begnadigten zuckte es um die Lippen, als wolle er, trotz aller Huld, die er erfahren, dem Kaiser etwas erwidern. Er unterdrückte jedoch seine Entgegnung, kreuzte die Hände über der Brust und stammelte ein fast unnehmlisches „Dank, Herr!“

Die Leute des Stadtpräfecten, voran der fröhliche Pharax, entledigten ihn sofort seiner Ketten. Man behandelte ihn von dieser Minute ab mit höflicher Auszeichnung. Pharax beglückwünschte ihn mit kraftvollem Händedruck.

Im Hause des Flavius Scevinus fand der Zurückgekehrte eine begeisterte Aufnahme. Die Kunde von dem Gnadenakte des Kaisers war ihm vorangeeilt. Scevinus in eigener Person empfing ihn am Ostium. Der Sklave, der die unbedachte Handlung des Artemidorus mit so großer Bestimmtheit angezeigt hatte, war von dem tiefbetrübbten Senator bereits vor mehreren Tagen verschenkt worden.



## Bweites Kapitel.

Unter den schallenden Jubelrufen der Menge hatte sich die kaiserliche Lectica wieder in Bewegung gesetzt.

Nero und Agrippina kamen vom Haus des Afranius Burrus, des Oberbefehlshabers der prätorianischen Leibwache. Burrus litt seit einigen Tagen am Fieber. Das Uebel schien, dem Ausspruch der Aerzte zufolge, geringfügig: aber dem einflussreichen Garde-Präfecten schuldete man eine besondere Aufmerksamkeit.

Wie die Sänfte mit ihrer kriegerischen Gefolgschaft jetzt aus dem Vicus Eyprius abbog, kehrten die Gedanken der Kaiserin an das Krankenlager des Burrus zurück.

Heimliche Mißstimmung lag auf ihrem Gemüth: je mehr sie wahrnahm, daß sich die Gunst der Massen ihrem einst so zärtlich geliebten Sohne zuwandte, um so eifersüchtiger ward sie auf den gefährlichen Nebenbuhler. Nun suchte sie Befreiung von diesem Druck, indem sie bei Vorstellungen verweilte, die ihr die alte Zubersticht wiedergaben.

Burrus, der Oberst der Leibwache, und Seneca, der ehemalige Lehrer des Nero, hatten bis dahin ihr treulich zur Seite gestanden, wenn es galt, den jugendlichen Imperator zu lenken, die Regierungsgeschäfte im Sinne der Kaiserin zu erledigen und ihrem Sohne die Anschauung beizubringen, sie, Agrippina, sei die Erste im Reich, er aber, aus Gründen natürlicher Pietät, nur der Zweite.

Wenn so Burrus ihr Schwert und Lucius Annäus Seneca ihr Schild war: was fragte sie dann nach dem Gemurre oder dem Jubel des Volkes? Was kümmerte sie das heimliche Schwirren jener dunklen Gerüchte, die — sie spürte es, wie man den ungesesehenen Blick eines feindseligen Beobachters spürt — allenthalben von Mund zu Mund gingen? Burrus zumal war ein Präfect, wie sie ihn besser nicht wünschen konnte: sehr empfänglich für ihre Schönheit, äußerst dankbar für jedes huldvolle Lächeln, aber mehr noch durchdrungen von dem Gefühl seiner Pflicht und dem Gedanken des Allgemeinwohls. Er hatte Verständniß dafür, daß ein erfahrenes, geistig begabtes Weib besser für die Regierung taugt, als ein kaum zur Reife gelangter phantastischer Jüngling . . .

„Was sinnst Du, Mutter?“ fragte der Imperator auf griechisch. „Du beachtest kaum noch die Grüße der Senatoren . . .“

„So? Ich bemerkte nichts . . .“

„Thrasea Pätus kam des Weges daher mit vielen Klienten. Ich nickte ihm zu: Du aber danktest ihm nicht,

sondern verbargst Dich sogar wie mit Absicht hinter dem Vorhang.“

„Schien es Dir so?“ erwiderte Agrippina. „Der gleichen verzeiht man füglich den Müttern, die unablässig an's Wohl ihrer Söhne denken. Ich übersann Deine Zukunft, — und ich gestehe Dir, daß ich nicht ganz ohne Sorge bin.“

„Sorge? Weshalb? Liegt die Erde nicht blühend zu meinen Füßen? Bin ich nicht Cäsar? Ja, beim Glanz dieses Himmels: ich kann Glückliche machen bis in die fernsten Gelände, — Glückliche, so weit ein römisches Segel das Meer durchfährt! Mein Volk liebt mich! Noch eben, in dieser Minute, hast Du gehört, wie das dankbare Jubelgeschrei, einem helvetischen Bergstrom vergleichbar, aus tausend Kehlen erquoll! ‚Heil dem Kaiser! Heil dem Claudius Nero, der Wonne des Menschengeschlechts!‘ Ach, Mutter, das klingt meinem Ohr wie ein Festgesang der Unsterblichen!“

Agrippina erröthete. Sie schüttelte langsam das majestätische Haupt.

„Dennoch, mein Knabe, — ich bin besorgt! Du scheinst mir zu weich, zu schmiegsam für das furchtbare Herrscheramt eines Cäsar. Dein harmloses Auge übersieht die entsetzliche Lücke, die rings in den Höhlen und Schlupfwinkeln eines verabscheuungswürdigen Heides lauert. Du mußt frühzeitig mit gebührender Strenge walten. Geliebt sein ist gut; gefürchtet sein ist besser und sicherer.

Füge Dich hier, wie in so mancher bedeutsamen Frage, meiner bewährten Einsicht! Laß mich handeln, wo ich's für gut finde! Meinst Du, die Senatoren, die sich in scheinbarer Ehrerbietung vor Deiner Größe beugen, seien innerlich von dieser Größe durchdrungen? Ach, wie schlecht kennst Du die römischen Aristokraten! Sie denken: „Nero ist Cäsar durch unsere gnädige Duldung!“ Fällt's ihnen bei, und bietet sich die erwünschte Gelegenheit, so zertrümmern sie Deine Herrschaft so gut, wie jüngst die Herrschaft des Claudius.“

„Des Claudius?“ wiederholte der Kaiser befremdet.

„Ja wohl, — Deines Stiefvaters, meines erlauchtesten Gemahls. Mitglieder des hohen Rathes sind es gewesen, die ihn vergiftet haben.“

„Seneca hat mir die Sache anders erzählt,“ erwiderte Nero.

Agrippina erblaßte. Gleich darauf aber sagte sie mit erkünstelter Ruhe:

„Du machst mich neugierig. Damals — Du weißt, der Senat verwehrete die Untersuchung, — und dieser Umstand allein . . .“

„Sie wäre zwecklos gewesen, da der Giftmörder nicht zu erreichen war. Solltest Du in der That keine Ahnung haben . . .?“

Die Kaiserin zitterte.

„Nicht die geringste,“ sprach sie, die Augen schließend.

„So hat man Dich schonen wollen,“ fuhr Nero fort.  
„Ein persönlicher Gegner der Claudius, der Freigelassene Eutropius, hat die Unthat begangen.“

„Allerdings,“ stammelte Agrippina, — „aber ich dachte, er sei nur das Werkzeug höherstehender Feinde gewesen.“

„Nicht doch! Der Kaiser Claudius hatte gedroht, ihn wegen zahlreicher Diebstähle zur Verantwortung zu ziehen, — und so kam der Verbrecher seinem Richter zuvor. Eh' man ihn fassen konnte, war er spurlos verschwunden. Aber lassen wir dies betrübsame Thema! Der Mahnung des Seneca eingedenk, hätte ich's überhaupt nicht berühren sollen.“

Er zog die Gardine vor, als gälte es, eine empfindliche Dulderin vor allzugrellem Lichtschein zu hüten. Dann lehnte er sein Haupt zärtlich an die Schulter der Mutter, holte tief Athem und fragte sie plötzlich:

„Wie gefiel Dir das blonde Mädchen, das für den Freigelassenen des Flavius Scevinus um Gnade flehte?“

„Ich hatte nicht Acht auf sie.“

„Ich fand sie bezaubernd! Dieses kindlich-holde Gesicht, diese wonnigen Augen! Sie glich ein wenig der Psyche im Decus der Acerronia, und doch, wie viel hundert Mal schöner und lebensvoller!“

„Das klingt ja fast wie Begeisterung. Leider gelangen Dir solche Gemüthsstöße immer nur da, wo sie nicht völlig am Platze sind. Schwärmtest Du halb so sehr für Octavia!“

„Mutter, ich bin Dir stets ein gefälliger Sohn gewesen; ich werde auch jetzt gehorchen, zumal schon Dein verstorbener Gatte diese Verbindung gewünscht hat . . .“

„Gehorchen! Als wär's eine Strafe, dem vornehmsten, liebenswürdigsten Mädchen der Hauptstadt die Hand zu reichen!“

„Für Andre vielleicht ein unermessliches Glück,“ sagte der Kaiser gemessen. „Ich bestreite nicht ihren Werth, aber mir fehlt das Verständniß dafür. Octavia ist zu vollkommen für mich.“

„Stehst Du schon jetzt auf diesem bedenklichen Standpunkt? Ein Blumenmädchen vom Argiletum oder ein schmetterlingshaftes Geschöpf, wie die Kitharapfeilerin Chloris, die ihr neulich so überschwänglich gepriesen habt: — das wäre Dir wohl erwünschter? Kleine Flecken reizen euch ja, wie schon Ennius behauptet.“

„Streiten wir nicht, theure Mutter! Ich werde Octavia heirathen; ich werde sie achten und ihrer Stellung gemäß behandeln. Aber daß ich sie lieben soll, das kann mir selbst ein unsterblicher Gott nicht aufzwingen. Eros naht sich uns nicht auf Befehl: er kommt ungerufen, und manchmal gerade da um so stürmischer, wo die Vernunft ihn verbannen möchte. Vor seinen Augen gilt keine Tugend und kein Verdienst. Oft hat eine Sklavin größere Leidenschaften erweckt als fürstliche Jungfrauen, und — so versichert mich Seneca — das höhere Recht ist dann allemal auf Seiten der Sklavin.“

„Thorheit!“

„Keine Thorheit, dasern Du erlaubst! Die Sklavin stellt in diesem Falle den Ausdruck des Naturwillens dar, — und die Natur ist wahrer und echter als die menschlichen Satzungen.“

„Also auch hierin unterrichtet Dich Seneca?“ frug Agrippina mit verdrießlichem Lachen. „Vortrefflich! Wie es den Anschein hat, besiegt er mit seiner glänzenden Theorie meine Praxis.“

„Du thust ihm Unrecht. Solche und andere Betrachtungen knüpft er gelegentlich an die Erklärung einer Tragödie. Ueber Octavia hat er niemals gesprochen, Im Ernste, Mutter: Du hast auch nicht den leisesten Grund zur Verstimmung. Mein Herz ist frei. Dank den Lehren meines vortrefflichen Meisters hab' ich entsagen gelernt. Das Getändel der Freunde war mir von jeher nur ein Gegenstand der Beobachtung. Ich habe niemals geliebt; ja ich zweifle, ob ich dieser Empfindung überhaupt fähig bin. Trotzdem, ich wiederhole Dir's, werde ich unsrer Octavia mit aller Zartheit begegnen, die sie als Gattin des Imperators beanspruchen kann. Bist Du zufrieden, Mutter?“

„Nicht ganz. Diese blutlose Gleichgültigkeit macht mich bekümmert. Octavia ist wie geschaffen für Dich. Ihr klarer, unbestechlicher Blick wird dem Schwärmer zu gute kommen, der tagtäglich Gefahr läuft, sich in philosophischer Träumerei zu verlieren oder im Strudel künst-

lerischer Phantasmen. Du kennst meine Ansicht. Die Stoa ist eine tüchtige Schule, aber sie darf unsere Kräfte nicht lahm legen. Die Kunst hat ihre bestrickenden Reize, aber der Cäsar darf nicht zum Künstler werden. Denke, aber vergiß nicht das Leben! Bane Theater, beschütze die Modedichter, wirf Dein Gold wie Gerste unter die Sänger und Flötenbläser: aber dichte und declamire nicht selbst! Singe nicht wie ein schwachtendes Mägdelein! Ueberlaß die Kithara den Kitharöden! Die Hand, die das Scepter führt, ist nicht geschaffen für das elfenbeinerne Leiterstäbchen. Das ist mein Begriff von der Sache, — und Octavia wird just in dem gleichen Sinn auf Dich einwirken.“

Nero lächelte.

„Du erinnerst mich wieder ganz an die Zeit, da Du mich unsanft beim Ohre nahmst, wenn ich in der Subura mit den Söhnen der Bäcker und Garböcke allerlei Tollheiten aufgeführt hatte.“

„Willst Du mir's etwa verwehren, den Sohn, den ich erzogen habe, zu tadeln?“ frug Agrippina gereizt. „Wem verdankst Du denn, was Du bist? Mit dieser welterschütternden Faust hab' ich Dich auf den Thron gesetzt. So lang Du dies anerkennst, wird Dein Genius über Dir wachen. Lehnst Du Dich auf, — wohl, so zweifle ich, ob Du die Kraft besitzest, auf so schwindelnder Höhe Dich festzuhalten.“

„Du erregst Dich ganz ohne Ursache. Auflehnen?“



Du allein hast dieses abscheuliche Wort gebraucht. Ich weiß zur Genüge, daß es Keinen — selbst nicht den Kaiser — entehrt, den Rathschlägen seiner Mutter zu folgen. Eins nur sähe ich gern — da wir denn doch einmal von der Sache jetzt reden —: wenn Du die Form dieser Rathschläge etwas mildern und mäßigen wolltest. Du selber kannst doch nicht wollen, daß Jemand das Recht hätte, über die allzu kindliche Pietät des Nero zu lächeln.“

„Ich wüßte nicht, inwiefern Du Veranlassung hättest . . .“ grollte die Kaiserin.

„Doch, doch, Mutter! Aber ich sehe, Du nimmst die Sache zu schwer. Brechen wir ab! Es war vielleicht überflüssig, daß ich's erwähnte. Im Laufe der Zeit wird sich das Alles von selber ausgleichen.“

„Aber Du siehst doch,“ versetzte sie lebhaft, „wie frei ich von allem persönlichen Ehrgeiz bin! Würde ich sonst so eifrig Deine Vermählung betreiben? Diese Ehe wird meinen Einfluß naturgemäß abschwächen. Ist Octavia erst Kaiserin, so fällt ihr eine bedeutende Rolle zu, eine Rolle . . .“

„Das kann ich mir vorstellen,“ spottete Nero. „Sie wird mit den Augen des Argus darüber wachen, daß nie und nirgends eine Ceremonie versäumt wird, und wäre sie für mein Gefühl die absurdeste. Sie wird verlangen, daß ich allmorgendlich zum vergötterten Romulus bete; daß ich ein Amulet um den Hals hänge mit dem Bild-

niß der Wölfin und der hungrigen Zwillinge; daß ich ihr glauben helfe, wenn sie in jedem Ereigniß den unmittelbaren Einfluß Jupiters und seiner zärtlichen Juno gewahrt.“

„Und wenn sie das thäte, was wäre Dir Schlimmes dabei?“

„Schlimmes?“ wiederholte der Kaiser. „Nun, ich weiß nicht, wie Du über die Göttergeschichte unserer Vorfahren denkst. Du hast mir niemals davon gesprochen, selbst da ich noch Knabe war. So vermuthe ich fast, wir denken das Nämliche.“

„Wie meinst Du das?“

„Ich glaube nicht an die Fabeln des Böbels.“

„So? Und was glaubst Du denn?“

„Kann ich das gleich so in Worte fassen? Ich glaube mit Seneca an das Vorhandensein einer gewaltigen Urkraft, eines verborgenen Geistes, der Alles umspannt und Alles mit seinem Odem durchsättigt. Diese Urkraft lebt auch in uns; ihr Wollen ist unser Wollen, ihr Fühlen ist unser Fühlen! Die Götter aber, wie sie der Böbel verehrt, halt' ich für Märchengestalten, gerade gut genug, um als letzter Kitt für die zerbröckelnde Tugend unsrer Gesellschaft zu dienen.“

Agrippina schwieg lange.

„Weißt Du, mein Sohn,“ sagte sie endlich, „daß Du Dich auf dem besten Wege befindest, ein Staatsverbrecher zu werden, — ganz nach der Weise des kaum begnadigten Artemidorus?“

Nero lächelte.

„Du unterschätzest meine Gewandtheit. Ich weiß den Kaiser von dem Privatmann zu trennen. Vor dem Senat zum Beispiel werd' ich mich hüten, die philosophischen Ueberzeugungen, die ich im Busen trage, leichtsinnig preis zu geben. Ich werde dort eben so gut von der allgeliebten Minerva reden, wie der Dümme unter den Dummen. Aber das hindert doch nicht, daß ich es langweilig finde, wenn ich daheim, als Gatte, nicht einmal ausruhen soll von dieser unbequemen Komödie, wenn ich sogar im Schlafgemach eine Priesterin finde, die an den Stier der Europa glaubt! Ein prächtiger Gott, dieser hellenisch-römische Zeus, der mit der Tochter des Königs Agenor über das Meer schwimmt, um auf den Matten von Kreta den Minos und Kadamanthos zu zeugen!“

Agrippina suchte die Achseln.

„An Jupiter als an den Lenker des Weltalls glauben, und diese Schwänke der griechischen Volkspoeten für baare Münze nehmen, ist zweierlei.“

„Der Wahrhaft-Gläubige glaubt auch die Schwänke,“ erwiderte Nero. „Wäre das nicht der Fall, so müßte er doch in der bildlichen Darstellung solcher Narrenspossen eine Lästerung erblicken.“

„Ich fürchte, Du redest Dir da mancherlei ein,“ sagte die Kaiserin. „Uebrigens danke ich Dir für dein offenes Bekenntniß. Ach, und was soll ich's leugnen: ich

sehe, Du bist der Sohn deiner Mutter. Ganz richtig hast Du vermuthet, daß die Götter auch mir vollständig fremd sind. Ich glaube nichts als das Fatum, die Moira, die uns die Wege des Lebens vorzeichnet vom Anbeginn bis zum Ende. Dennoch — ich glaube auch an die Kraft der Bevorzugten, diese Wege mit Blumen zu schmücken, wo der Alltagsmensch nur in klägliche Dornen tritt. Ich glaube an die Fähigkeit des Genies, dort und da der Moira eine Vergünstigung abzutrotzen. Hierzu ist Klarheit erforderlich, Ruhe, die alle Vortheile ausnützt, Standhaftigkeit in der Verfolgung der Ziele. Deine Gemüthsart kennt diese Tugenden nur als Keime: Octavia wird sie leicht zur Entfaltung bringen.“

„Octavia, die stille Octavia?“

„Sie ist nur still, so lange sie Dich in der Nähe weiß. Ein Mädchen auch von geringerem Feingefühl würde herausmerken, daß Du ihre Empfindung nicht theilst. Sie liebt Dich von ganzer Seele: Du aber, so freundlich Du ihr begegnest, hast noch nie einen Ton gefunden, der wie Reizung geklungen hätte. Das, mein Sohn, macht sie befangen; das drückt sie beinah' zu Boden. Scheute sie nicht das peinvolle Aussehen, hoffte sie nicht, daß es ihr dennoch vielleicht gelingen möchte, Deine Gleichgültigkeit zu besiegen, sie hätte längst wohl ein Ende gemacht.“

„Das wäre das Beste!“ murmelte Nero gedankenvoll.

„Es wäre Dein Unheil!“ rief Agrippina empört.

„Ich gestehe Dir, daß ich die Dedigkeit, die Du ausströmst, wenn Du mit Octavia zusammen bist, längst müde bin, müde zum Krankwerden. Ich verlange, daß Du Dich änderst. Und da Du als Bräutigam so gar kein Talent zeigst, will ich nun Sorge tragen, daß ihr endlich ein Paar werdet. Du gewinnst ihr vielleicht Geschmack ab, wenn Du sie ganz besitzt und völlig kennen gelernt hast.“

„Mutter! Ein Jahr noch war mir als Frist gegönnt . . .“

„Das ist zu lange.“

„Ich habe Dein Wort.“

„Ich nehm' es zurück. Diesen Winter hindurch magst Du denn meinethwegen noch Philosophie treiben und griechische Trauerspiele entwerfen. Sobald aber der Lenz in die Lande zieht . . .“

„Soll mein Frühling zu Ende sein,“ seufzte der Kaiser. „Nun, wir besprechen das noch!“

Die Sänfte hielt vor der Eingangshalle der Hofburg. Ernstlich verstimmt begab sich die Kaiserin-Mutter in ihre Gemächer. Nero jedoch hatte den Mißklang der letzten Minuten sofort vergessen. Gleich im Säulenhof begrüßte ihn Seneca und lud ihn ein, bis zur Stunde des Mahles mit ihm zu lustwandeln. Unter den Baumwipfeln der palatinischen Gärten erzählte der geistprühende Lehrer seinem wißbegierigen Schüler allerhand wundersame Geschichten von der neuen social-religiösen Bewegung, die,

zur Zeit noch unscheinbar und verborgen, unter dem Namen des Nazarenenthums von Osten her nach dem Westen vorschreite, in ihren Lehrlägen mancherlei ungeahnte Berührungspunkte mit der Philosophie des Palatiums aufweise und wohl geeignet erscheine, von Männern wie Nero und Seneca vorurtheilsfrei studirt zu werden.

---

### Drittes Kapitel.

Es war acht Tage später.

Man hatte sich im Palatium soeben von der Frühstückstafel erhoben.

Agrippina lehnte auf blumiger Ottomane unter den Bäumen des Kystus und plauderte mit einer kleinen Schaar Auserwählter, an deren Spitze sich wie gewöhnlich der Staatsminister und Philosoph Lucius Annäus Seneca durch Geist und Frische hervorthat. Ihm zur Seite stand Burrus, der Oberst der Leibwache. Zum ersten Male seit seiner Genesung war er heut' in der Hofburg zu Gaste, und nun erlabte er sich an dem Bilde der Herrscherin wie ein Mithrasdiener am Glanz der Sonnenscheibe. Auch der jugendliche Poet Lucanus, ein Nefte des Seneca, befand sich im Kreis der Erkorenen; denn die heißen Epigramme, die er auf diese oder jene Persönlichkeit der römischen Aristokratie zu fertigen wußte, hatten ihm bei der Kaiserin mehr genützt als selbst die eifrigsten Empfehlungen seines Oheims.

Während so Agrippina auf ihre Art Hof hielt und alle diejenigen wahrhaft entzückte, denen die vollerblühte Erscheinung des stolz-prangenden Weibes nicht allzu weltgebietend und mannhaft erschien, hatte sich Nero, der ernstern Mahnungen seines gelehrten Meisters uneingedenk, heimlich hinweggeschlichen.

Im Gemüthe des jungen Fürsten regte sich nachgerade, halb im Widerspruch mit dem künstlich herangezogenen, weisheitstriefenden Nero, ein anderer, minder pathetischer, der — von dem lebenslustigen Adjutanten Sophonius Tigellinus beeinflusst — zuweilen die Oberhand über den ersten gewann und schüchterne Anstalten machte, das Leben und seine mannigfachen Genüsse praktisch kennen zu lernen. Sophonius Tigellinus aus Agrigentum war dem Kaiser zuerst im Circus Maximus näher getreten, als der Besitzer nämlich der auserlesensten, immer siegenden Rennpferde. Nero ließ ihn an's kaiserliche Pulvinar entbieten, beglückwünschte ihn und war von der bestechenden Liebenswürdigkeit des glänzenden Cavaliers so entzückt, daß sich bald eine wirkliche Freundschaft entwickelte. Da Tigellinus früher bereits den Rang eines überzähligen Militärtribunen bekleidet hatte, machte ihn Nero zum Offizier der prätorianischen Leibwache und erkor ihn zu seinem persönlichen Dienste. Seneca wollte zunächst zwar Einwendungen erheben, denn der dreißigjährige Tigellinus galt für den ausgesprochensten Herzens-Eroberer der Siebenhügelstadt und flöhte auch sonst nur geringes



Vertrauen ein. Nero jedoch betonte so sehr die gesellschaftlichen und künstlerischen Talente des Mannes, daß der Minister bald seinen Widerstand aufgab, und nur mit verdoppelter Sorgfalt über dem Wohl und Wehe des Imperators zu wachen beschloß.

Sophonius Tigellinus war es gewesen, der die abenteuernden Regungen Nero's zuerst geweckt und neuerdings mit seiner köstlichen, ewig sprudelnden Laune in Handlungen umgesetzt hatte.

Insbondere pachte den Kaiser von Zeit zu Zeit eine mächtige Schaulust im Kleinen, das reizvoll-dunkle Verlangen, sich, ohne erkannt zu sein, unter das Volk zu mischen, interessante Beobachtungen zu machen, Scenen, Begegnungen zu erleben und echte, unverkünstelte Menschlichkeit aufzusuchen.

Vorläufig schienen die Anwandlungen des Kaisers noch äußerst harmlos, und Sophonius Tigellinus hütete sich, in dieser Beziehung die Rolle eines Verführers gar zu deutlich zu spielen. Das wäre ihm, falls etwa Seneca davon Kunde bekommen hätte, theuer zu stehen gekommen. Aber er hoffte bestimmt, die Sache werde sich mit der Zeit machen. Was jetzt noch beinahe knabenhaft und kindlich erschien, das mußte allmählich, trotz aller Warnungen Seneca's, in tolle Vergnüungssucht und rasende Lebensgier ausarten, — und dann war Sophonius Tigellinus Beherrscher der Situation. Die Stoa verdrängt durch die Lehren des fröhlichen Epikur; — Seneca's

philosophische Weisheit als drückende Last empfunden; — er, Tigellinus, als der trostreiche Erretter aus dem Sumpfe des Ueberdrusses und der Langenweile vergöttert: — das war eine Basis, von der es nur eines einzigen Schrittes zur höchsten Gewalt bedurfte!

Von all diesen hochfliegenden Plänen ließ der Schlaue Agrigentiner natürlich nicht das Leiseste ahnen. Er gab sich den Schein, als theile er die jugendliche Sehnsucht des Kaisers — er, Tigellinus, der Alles bereits genossen, der schon als Knabe in ungezügelter Freiheit geschwelgt hatte! Nero begriff nicht den Unterschied zwischen seinem Entwicklungsgange und dem des Agrigentiners, und glaubte ihm. Er hielt den verwöhnten, üppigen Lebemann für eben so frisch, wie sich selbst. Er vergaß die freudlose Existenz, die er nach dem Tod seines Vaters Domitius Menobarbus geführt hatte, bis die zweite Ehe der Agrippina mit dem damaligen Imperator Claudius ihn aus dem Dunkel emporhob. Der künstlerischen Veranlagung Nero's schien es ja überdies selbstverständlich, daß ein Auge nach Bildern, ein Geist nach Stoff, eine glühende Phantasie nach Erlebnissen haschte.

Noch stand die Sonne hoch über dem langgestreckten Janiculus-Berg, als Nero und Tigellinus, in leichte Mäntel gehüllt, das menschenerfüllte Marsfeld betreten.

Die zehn Germanen der Leibwache, die man, um jedes Aufsehen zu meiden, vom Palatium her mitweggenommen, saßen bereits in einer der großen Tabernen

unweit des Capitols und tranken das Wohl des Kaisers und seines liebenswürdigen Adjutanten im rothen Siginer.

Der Tag war herrlich. Die faltige Kopfhülle, die Nero und Tigellinus, wie zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, übergestreift hatten, hinderte ihr Erkenntwerden, zumal ja in Rom, wo jeder vornehme Bürger sich stets nur mit einer größeren Gefolgschaft zeigte, keine menschliche Seele in den beiden einsamen Wandrern so hochgestellte Persönlichkeiten vermuthen konnte.

Tief Athem holend, sog der Kaiser die warme und doch so erquickende Luft ein. Ueber den riesigen Baumgängen, die hier und da bereits die Verfärbung des Herbstes zeigten, glänzte ein tiefblauer Himmel. Die sorgsam gepflegten Rasenplätze prangten in leuchtendem Grün. Die Marmorbilder, die zahllosen Brunnen, die Colonnaden und Denkmäler schienen von reinerem Lichte umflossen als je. Durch die Hauptallee bewegte sich eine endlose Reihe von Sänften und Fußgängern. Rechts und links auf den Reitwegen sprengten feurige Rappadocier einher, schmalhufige Renner aus der Ebene von Hispalis und schnaubende Ponies. Rings aber in den buntverschlungenen Spazierwegen, zwischen den Lorbeer- und Myrthenhecken, drängte sich ein farbenreiches Gewimmel aus den verschiedenartigsten Ständen: Senatoren in purpurberbrämter Toga, von zahlreichen Klienten und Freunden umgeben; vornehme Kleinasiaten in gold-

gesticktem Himation; schwarzlockige Perjer mit hoher Tiara und kunstvoll gestickten Weinkleidern; blühende Griechemädchen in crocusfarbenem Diploidion; Aethiopier und Gallier, Freie und Sklaven, Kornspenden-Empfänger und Stuzer, Pädagogen mit ihren Schülern, Erbsenverkäufer und Schmuckhändler, beide mit gleich gellender Stimme ihre Waare empfehlend, Wahrsager, Schiffsknechte, Soldaten der Stadthorte und Invaliden.

„Fühst Du nun wieder, vieltheurer Cäsar,“ hub Tigellinus an, „wie vortrefflich mein Rath ist, wenn ich Dir zuspreche, deinem Genius zu leben und die mühsamen Staatsgeschäfte dem herrlichen Dioskurenpaare Seneca und Afranius Burrus zu überlassen? Du bist jung, Cäsar! Du mußt die vielköpfige Menschheit, die Du regieren sollst, in all ihren tausendfachen Gestalten erst kennen lernen.“

„Du hast Recht, Tigellinus,“ versetzte der Kaiser. „In der That, — was wäre ich ohne Burrus und Seneca? Und mehr noch: was wäre ich ohne Dich? Beim Hercules, Dir gelingt es doch, mich für Stunden wenigstens aus dem Banne zu lösen, den die Pflicht meines Herrscheramtes mir auferlegt. Ich bin Kaiser, — aber zuvor bin ich Mensch, und so spreche ich mit dem Poeten: Für alles Menschliche hab' ich ein flammenderndes Herz!“

Sie erreichten jetzt den marmorglänzenden Festraum, wo das römische Volk einen immerwährenden Jahrmakkt feierte. Kauf- und Schaubuden aller Art lockten hier in

fröhlichem Durcheinander. Tummelplätze für Diskuswerfer und Ballspieler wechselten mit Gartüchen, Weinschenken und duftigen Obstlagern ab. Weiter hinaus, am Ufer des Tiberstromes, ragten die Holzgerüste, von denen die Wettschwimmer sich in die kräuselnde Fluth stürzten. Dazwischen allerwärts schattende Bäume, hochquellende Sträucher, schimmernde Blumenbeete und parische Götterstatuen.

Vor dem silberumschnürten Leinwandzelt eines ägyptischen Zauberers machte der Cäsar mit seinem Begleiter Halt.

Cyrus — so hieß laut Inschrift am oberen Zeltsaum der lockende Wundermann — war erst vor wenigen Tagen aus Alexandria eingetroffen und bildete jetzt schon den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses.

Die bartumwallte Gestalt lehnte nachlässig neben dem Eingange. Gleichmüthig lächelnd blickte er auf das massenhaft herandrängende Volk.

Dann plötzlich, als ob ihm eben nur so der Einfall gekommen sei, stellte er ein sechs- oder siebenjähriges Kind auf den sogenannten magischen Dreifuß, überstülpte das Ganze mit einem manns hohen Spighute nach persischem Zuschnitt, berührte die bildergeschmückte Umhüllung mit seinem elfenbeinernen Stabe und hob sie empor.

Zum unbeschreiblichen Staunen des Volkes war das Kind spurlos verschwunden.

Nunmehr begab sich der Aegypter in's Innere, wäh-

rend zwei kraushaarige äthiopische Sklaven ihm den Dreifuß und den Papierhut unter mancherlei drolligen Bewegungen nachtrugen.

Alle Umstehenden jubelten Beifall. Auch Nero klatschte mit großer Lebhaftigkeit in die Hände.

„Ein Meisterstück,“ sprach er leise zu Tigellinus. „Als wohlzogener Lebenskünstler soll man nicht staunen; aber ich frage Dich: hast Du die leiseste Ahnung, wie er dies Wunder bewerkstelligt?“

Tigellinus versetzte achselzuckend:

„Wenn nicht die Erde mit diesem Aegypter im Bunde ist, wenn sie nicht insgeheim ihre Tiefen öffnet, um das Kind zu verschlingen, wie einst den todesmuthigen Curtius — so fehlt mir die Lösung.“

Jetzt trat ein gelb und roth gekleideter Herold auf das gezimmerte Podium und stieß dreimal mit voller Gewalt in seine dröhnende Tuba.

Hiernach lud er die edlen Quiriten und Quiritinnen ein, länger nicht zögern zu wollen.

„Drei Sesterzen!“ so klang es gellend von seinen Lippen. „Drei Sesterzen nimmt man euch ab, um euch anderthalb Stunden hindurch zu Göttern zu machen! Cyrus, mein ruhmgekrönter Gebieter, der Stern des Morgenlandes, der Meister von Babylon, Susa und Alexandria, der Freund so vieler asiatischer Könige, der Liebling aller Völker vom Aufgang zum Niedergang, bietet euch seinen Gruß und fragt, ob jemals ein Anderer euch

das Gleiche für drei Sesterzen geboten hat? „Nein!“ werdet ihr antworten. „Solches vermag nur Cyrus, der Einzige.“ Also greift in den Bausch eurer Tunica und ersticht die Elfenbeinmarke, die euch berechtigt, anderthalb Stunden lang die Luft des Olympos zu athmen! Wenn ich zum zweitenmal hier in die Tuba schmettere, wird der unsterbliche Cyrus beginnen!“

In hellen Haufen strömten die Zuschauer rechts nach den Tischen, wo drei stämmige Friesen, gleichfalls in märchenhaftem Costüm, die Marken verkauften.

Nero und Tigellinus folgten dem Beispiel der Menge.

Der Andrang war ein so heftiger, daß sich der Kaiser schon nach wenigen Augenblicken von Tigellinus getrennt sah.

„Freund,“ rief Nero in griechischer Sprache über die Köpfe der jungen Mädchen hinweg, die es so eilig hatten, „sollten wir während der Vorstellung auseinander kommen, so treffen wir uns nach Schluß dort drüben am Ahornbaum des Agrippa!“

„Abgemacht!“ nickte der Adjutant.

Das Zelt des Aegypters war von ungewöhnlicher Ausdehnung. Durch eine Längspalte von der Breite eines Tricliniums fiel reichliches Oberlicht in den prächtig ausgestatteten Raum. Matten aus Spartgras überdeckten den Boden. Teppiche, die man von Weitem für syrische halten konnte, hingen von silberdurchwirkten Schnüren herab. In der Mitte eines bühnenartig erhöhten Auf-

rei-  
Be-

achte

linus.  
unen;  
wie er

in Bunde  
um das  
in Curtius

Herold auf  
t voller Ge-

Quiritinnen

d von seinen  
ab, um euch  
t zu machen!  
er Stern des  
m, Susa und  
er Könige, der  
iedergang, bietet  
ein Anderer euch

das Gleiche für drei Sesterzen geboten hat? ,Mein werdet ihr antworten. ,Solches vermag nur Cyrus der Einzige.‘ Also greift in den Bausch eurer Tuni und ersticht die Elfenbeinmarke, die euch berechtigt, ander halb Stunden lang die Luft des Olympos zu athmen. Wenn ich zum zweitenmal hier in die Tuba schmetten wird der unsterbliche Cyrus beginnen!“

In hellen Haufen strömten die Zuschauer rechts nach den Tischen, wo drei stämmige Friesen, gleichfalls märchenhaftem Costüm, die Marken verkauften.

Nero und Tigellinus folgten dem Beispiel der Menge

Der Andrang war ein so heftiger, daß sich der Kaiser schon nach wenigen Augenblicken von Tigellinus getrennt sah.

„Freund,“ rief Nero in griechischer Sprache über die Köpfe der jungen Mädchen hinweg, die es so eilig hatten, „sollten wir während der Vorstellung auseinander kommen so treffen wir uns nach Schluß dort drüben am Ahornbaum des Agrippa!“

„Abgemacht!“ nickte der Adjutant.

Das Zelt des Aegypters war von ungewöhnlicher Ausdehnung. Durch eine Längspalte von der Breite eines Tricliniums fiel reichliches Oberlicht in den prächtig ausgestatteten Raum. Matten aus Spartgras überdeckten den Boden. Teppiche, die man von Weitem für syrisch halten konnte, hingen von silberdurchwirkten Schnüre herab. In der Mitte eines bühnenartig erhöhten Au-



bau's, der vom Zuschauerraum durch bronzene Ketten abgesperrt war, stand ein großer Altar.

Unmittelbar dahinter öffnete sich nun langsam ein gewichtiger Vorhang aus tarentinischer Amethystwolle. In majestätischer Haltung trat der Magier aus den Falten der üppigen Draperieen hervor, während draußen der Herold zum zweiten Mal seine Tuba erdröhnen ließ.

Nero hatte sich — jetzt mit bewußter Absicht — weiter und weiter von Tigellinus getrennt. Er stand ziemlich vorn bei den Bronzeketten und schaute dem stolzen Aegypter erwartungsvoll in die blitzenden Augen.

Das Erste, was der Magier zum Besten gab, war sein bereits in Alexandria so hoch gepriesenes Wunder: die schwarze Eurydice. So nannte er, im Anklang an die hellenische Sage, die Tödtung und Wiederbelebung einer schwarz gefiederten Taube.

Wie er das ängstlich flatternde Thierchen scheinbar in Stücke riß, da erklang unmittelbar in der Nähe des Kaisers ein leises „Ach!“

Er wandte sich um.

Die da hinter ihm stand, war keine Andere, als das reizende blonde Mädchen, das für Artemidorus um Gnade gefleht hatte. Jetzt erst schien sich dem seltsam bewegten Jüngling der ganze Liebreiz dieses rosigen Angesichtes zu offenbaren. Der süße, halbgeöffnete Mund, der von den Zähnen einen verführerisch blinkenden Streif sehen ließ, athmete Unschuld, Sehnsucht und Wonne zugleich; der

Ausdruck des Staunens und des Bedauerns verlieh dem holden Kindergesicht etwas Mütterlich-Schmollendes . . .

Ah, und die Stimme!

Nero fühlte, wie ihn der flüchtige Ausruf immer noch unter dem Bann seines unbeschreiblichen Wohllauts hielt, wie es ihn stürmisch antrieb, diese Stimme weiter plaudern zu lassen, unbekümmert um alle Zauberkünste Aegyptens und Babylons.

Langsam, damit er nicht auffalle, trat er ein wenig zurück. Bald hatten sich Andre ihm vorgedrängt. Er stand jetzt dicht an der Seite des jungen Mädchens und flüsterte bebend:

„Kennst Du mich noch?“

„Ja, Herr!“ versetzte sie gleicherweise.

„So verrathe mich nicht!“

„Wie Du befehlst.“

„Bist Du allein?“

Sie zögerte eine Weile. Dann hauchte sie schüchtern:

„Ich bin allein, Herr.“

„Wie heißt Du?“ fragte der Cäsar.

„Mein Name ist Acte.“

„Leben Dir noch die Eltern? — Und welchem Stande gehörst Du an?“

„Meine Eltern sind todt. Der Vater stammte aus Mediolanum, die Mutter aus Griechenland. Beide waren von unfreier Geburt.“

„Unmöglich! Du eine Skavin?“

„Eine Freigelassene des Nicodemus . . .“

„Des Mannes, der zuweilen mit Seneca Philosophie treibt . . .?“

„Des nämlichen.“

Ein brausender Lärm ging jetzt durch die Reihen der Zuschauer.

„Herrlich! Herrlich!“ jauchzte die begeisterte Menge.

„Es lebe Cyrus, der Götterlieblich!“

Das vielbewunderte Meisterstück „Curydice“ war in Scene gegangen, ohne daß Nero das Geringste davon bemerkt hätte. Er stand regungslos. In starrer Bewunderung blickte er dem jungen Mädchen in's Antlitz und prüfte wie traumberloren die berückende Lieblichkeit ihrer Züge. Wer unter allen senatorischen Damen konnte sich mit dieser leuchtenden Holseligkeit messen? Keine, selbst nicht Poppäa Sabina, die jugendrosige Gattin des Otho, obgleich ganz Rom von der Herrlichkeit dieser Frauenblüthe berauscht war! Und nun vollends Octavia, die zukünftige Kaiserin! Ja, Octavia war, vom Standpunkt eines hellenischen Bildners betrachtet, vielleicht untadelhafter; sie besaß eine fürstliche Gemessenheit der Bewegungen: aber wie kalt, wie öde, wie leblos herührte das Alles im Vergleich mit der knospenden, duftigen Anmuth dieser Niedriggeborenen!

„Unmöglich!“ wiederholte der Cäsar. „Was behauptet Acte zu sein?“

„Eine Freigelassene.“

„Eine Göttin,“ murmelte Nero, ihr leidenschaftlich die Hand pressend. „Kind, Du hast keine Ahnung, wie unsterblich schön Du bist!“

„Herr, Du verwirrst mich . . . Siehe, ich weiß ja, die Großen der Erde lieben es, mit den Armen und Schutzlosen ihre Scherze zu treiben. Aber von Dir, dem edlen Befreier des Artemidorus, kann und darf ich nicht denken, daß Du die Absicht habest, meiner zu spotten . . .“

„Ich deiner spotten? Auf den Händen möcht' ich Dich tragen wie eine Schwester. Ich beneide den Artemidorus, wie der Todte den Lebenden! Wenn's Dir genehm ist, Du liebes Geschöpf, so treten wir aus dem Getümmel hier abseits. Dort drüben am Ausgange beobachtet uns Niemand, — und ich habe Dir noch so Vieles zu sagen!“

Sie folgte ihm schweigend.

„Wahrhaftig, der Gedanke läßt mich nicht los,“ fuhr er mit herzentruübender Stimme fort. „Artemidorus! Wer mit ihm tauschen könnte!“

„So glaube ich dennoch, Du spottest meiner! Du, der allmächtige Princeps — und Artemidorus! Welch' eine gähnende Kluft . . .!“

„Freilich, — aber zu meinem Nachtheil! Artemidorus hat das entzückende Recht, Dir die Stirne zu küssen, Dich in die Arme zu schließen . . . Wie froh

und selig muß ihm zu Muth sein, wenn dein frühlingsblühender Mund auf dem seinen geruht hat!“

„Ich küsse den Artemidorus nicht,“ sagte das Mädchen bestimmt.

„Wie? Deinen leiblichen Bruder?“

„Das ist er nicht, mit Vergunst. Claudius Nero hat übersehen, daß Artemidorus dem fernen Damaskus entstammt, während Acte einen italischen Vater hat.“

„Aber Du hast doch um Gnade gebeten für deinen Bruder . . .“

„Ja, Herr, — im Sinne der nazarenischen Lehre. Ihr zufolge sind alle diejenigen meine Brüder, die ein menschliches Antlitz tragen.“

„So hast Du mich nahezu überlistet.“

„Wahrlich, nein! Frage doch Einen der Unseren, ob ich Dich täusche! Wir Nazarener nennen uns auch im Alltagsverkehr Brüder und Schwestern, — weil wir jegliche Schranke, die uns, nach Ansicht des Volkes, zu trennen scheint, als nicht vorhanden betrachten. Wir nennen uns so, ob nun der Eine auch Sklave, der Andre ein Ritter sei; denn Menschen sind wir durch unsere Geburt, Sklaven, Ritter und Senatoren aber durch Zufall, wenn nicht durch die Gewalt und die Ungerechtigkeit früherer Geschlechter . . .“

Leuchtenden Auges schaute der Cäsar in das holde Gesicht.

„Mädchen,“ raunte er, ganz betäubt von ihrer zau-

brischen Weiblichkeit, „Du bist eine Frühlingsblume und redest doch weise wie ein Pythagoräer. Was Du gesprochen, ist nicht mehr und nicht weniger, als der tiefinnerste Kern jener Philosophie, die mir Seneca in die Seele geträufelt. Du beschämst mich tief. Ich glaubte mit meiner Weltanschauung hoch über den Besten meiner Zeitgenossen zu stehen, und nun finde ich hier eine kaum erblühende Jungfrau, die das Gleiche empfindet, ja, die es klarer und trefflicher ausdrückt, als mein bewunderter Meister! Träume ich denn? — Hat sich denn Plato mit Sokrates und dem wuchtigen Zeno in Eins verschmolzen, damit diese göttliche Dreizahl in Gestalt eines Mädchens auf's Neue geboren würde?“

Das Antlitz des Imperators schien bei diesen Worten hellster Begeisterung von einem Feuer durchglüht, das alle Züge verklärte, alle Bewegungen adelte. Die großen Pupillen saugten sich gleichsam fest an Acte's tiefblauen Augen. Um die schwellenden, kaum vom ersten Flaume bedeckten Lippen hefte ein Zug unendlicher Sehnsucht, — so beredt, daß selbst ein Ungeübter ihn ablesen konnte. Es war das übersprudelnde, heiße Bekenntniß einer ersten, vergötternden Liebe.

Ungeübt waren nun freilich die Augen nicht, die aus dem Menschengemühle heraus den Imperator beobachteten, so verschieden auch der Gang ihrer Schulung und Erfahrungen sein mochte.

Sophonius Tigellinus, der schlaue, lebenslustige

Agrigentiner, verfolgte die Scene zwischen dem Kaiser und dem hocherröthenden Mädchen mit jenem Behagen, das den Lehrer ergreift, wenn er wahrnimmt, wie die Saatkörner, die er ausgestreut, Wurzel schlagen. Claudius Nero schien auf bestem Wege, den hochnäsigen Philosophen Seneca für einen Esel zu halten, und was bis dahin Ausnahme war, zur Richtschnur der Existenz nehmen zu wollen. Die Kleine da mit dem wallenden Blondhaar und den küßlichen Lippen war ganz allerliebft. Hätte nicht Nero so unverhofft angebissen, so würde Sophonius Tigellinus vielleicht in eigener Person . . . Beim Hercules, er konnte sich vorstellen, daß ein kleines intimes Gelage — Cäcuber, Cyprier und dann die Knospe da als Dessert — selbst für ihn seine Reize gehabt hätte. Daran war nun allerdings nicht zu denken, und das blieb sich im Grunde auch gleich, denn Sophonius Tigellinus hatte die Auswahl unter den Schönsten und Vornehmsten; er brauchte die Hand nur auszustrecken, und selbst Poppäa Sabina schlug ihrem Ehegemahl ein Schnippchen . . . Ja, ja, davon war er fest überzeugt, der glänzende Tigellinus, — und nächstens wollte er sich die Sache einmal überlegen. Vorläufig hatte er alle Veranlassung, über das Resultat dieser Marsfeld-Wandrung zufrieden zu sein, colossal zufrieden, denn Claudius Nero ging in der That ganz über alle Erwartung in's Zeug, — bei der Pferdegöttin Epona, ganz über alle Erwartung! . . .

Das andere Augenpaar, das unbemerkt auf dem Kaiser und seiner rosigten Partnerin weilte, gehörte dem Nicodemus. Durch seine Späher und Horcher hatte er in Erfahrung gebracht, was Tigellinus und Nero für die Zeit zwischen dem Frühstück und dem Hauptmahl geplant hatten. Sofort war er mit Acte nach dem Marsfeld geeilt, — und als er des Kaisers ansichtig ward, zog er sich schleunigst zurück, alles Uebrige der Klugheit des jungen Mädchens anheimgebend. Acte, die erst seit einigen Wochen in Rom weilte — sie hatte bis dahin eine Verwandte des Nicodemus in Ostia gepflegt — war in den Kreisen der Nazarener fast schon berühmt geworden wegen der wunderbaren Kraft und Eindringlichkeit ihrer Besserungsverfuche. Die Anhänger, die sie der Lehre Christi erworben hatte, zählten nach Duzenden. So hatte sich denn der rastlose, fiebrische Nicodemus entschlossen, dem verblüffenden Ziele, das er sich vorgesetzt, nicht nur auf dem Weg über Seneca, sondern unmittelbar nahe zu kommen und Acte, die unwiderstehliche Fürsprecherin, schlangweg in den Gesichtskreis des Imperators zu stellen. Ehedem Inhaber eines bedeutenden Handlungshauses, war Nicodemus auf einer Orientfahrt mit den Lehren der Nazarener bekannt geworden; der Tod eines geliebten Sohnes festigte in seinem trostbedürftigen Herzen die Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit des Christenthums; und nachdem ihn der Glaube siegreich über den Jammer dieses Verlustes emporgehoben, brannte er nun von einer



wahrhaft verzehrenden Gluth, diesem Allheilmittel zum endgültigen Triumph über die Irrlehren des römischen Staats zu verhelfen. Wohlvertraut mit der Philosophie des Seneca, den er in früheren Jahren durch finanzielle Gefälligkeiten dringend verpflichtet hatte, fand er die innere Verwandtschaft zwischen der Lehre Jesu und dem weltverachtenden Stoicismus freudig heraus und knüpfte daran die tollkühne Hoffnung, mit einiger Klugheit den Zögling des Seneca in den Jünger des Zimmermannssohnes von Nazareth zu verwandeln.

Acte schien ihm als Mittel zu diesem Zweck wie geschaffen, nicht nur um ihrer warmherzigen Verebbarkeit willen, sondern auch — so sehr er sich dies verhehlte —, weil sie der Inbegriff aller Anmuth und Weiblichkeit war. Sie würde auf Nero's Gemüth, vielleicht sogar auf sein Herz wirken, — und was schadete es, wenn hier der welterlösende Glauben ausnahmsweise einmal seinen Einzug hielt auf den Flügeln der irdischen, halbvergänglichen Liebe? Acte mußte ja, was sie sich schuldig war . . . Sie würde im letzten Moment noch die Kraft finden, ihre Tugend aus der tosenden Brandung an's Ufer zu flüchten.

So legte sich Nicodemus die Sache zurecht. . .

In Wahrheit und sich selber nicht klar, hatte er das Gefühl: „Und wenn dies eine Lamm auch zu Grunde geht, — der großen Heerde wird sein Verderben zum Heil gereichen.“ Der Bethörte hatte vergessen, daß aus

dem Uebeln und Schändlichen niemals ein Gutes entsproßt; die vorurtheilsfreie Abschätzung der Dinge war ihm abhanden gekommen.

Jetzt verfolgte er, durch die Gestalt eines breit-schulterigen Chamaven gedeckt, die rasch wachsende Vertraulichkeit seiner Freigelassenen und Claudius Nero's mit fast dämonischer Freude. Das Alles spielte sich herrlicher ab, als er jemals gehofft hatte. Das Antlitz des Imperators zeigte Nichts von jener schäfernden Leichtmüthigkeit, die sonst das Anknüpfen gewisser Beziehungen mit Schönheiten von niederer Geburt charakterisirt; hier glänzte vielmehr eine bewundernde Sympathie, eine fast schene Verehrung. Wenn Acte sich klug benahm, konnte sie das Herz dieses edelveranlagten Jünglings formen und bilden wie hymettisches Wachs.

Eine Weile noch hatte die Unterredung zwischen dem Cäsar und der lieblichen Freigelassenen fortgedauert. Plötzlich ergriff Nero, von seinen Empfindungen überwältigt, beide Hände des jungen Mädchens und drückte sie stürmisch an seine Brust.

„Acte,“ sprach er, „Du hast mir's angethan mit der fluthenden Melodie deiner Rede, mit der himmlischen Anmuth und Klugheit deiner tiefblauen Augen . . . Was Du so flüchtig nur angedeutet, weckt mir die gewaltigsten, unermeßlichsten Bilder! Laß uns Freunde sein, Acte, wirkliche Herzensfreunde! Jetzt verstehe ich erst, was ich jüngst im Saturnalien-Gebichte des jungen Lucanus las:

daß jegliche Offenbarung vom Weibe kommt. Du, Acte, hast die Reinheit und Größe des Wollens: ich aber besitze die Macht. Ich brauche die Hand nur zu reden, und die Dinge des Weltreichs verwandeln sich, wie die kleinen Spielzeuge hier unter dem Zauberstabe des Cyrus. Wenn wir muthig zusammenstehn, Du und ich . . . Ah, wie reizend Du bist, wie gar so herrlich und wonnesam!“

Voll brünstiger Zärtlichkeit küßte er der Gluthüberströmten die Fingerspitzen. Sie entzog sich ihm, — fast mehr durch die bittende Kraft ihres Blickes, als mit Gewalt.

„Besuche mich im Palatium,“ fuhr Nero fort. „Hier dieser Ring wird Dir jederzeit freien Zutritt verschaffen. Seneca muß Dich kennen lernen. Du scheinst mir die großen Probleme des Nazarenenthums tiefer zu fassen als Nicodemus. Willst Du, Acte?“

Er hatte den Siegelring vorsichtig abgezogen und bot ihr ihn jetzt, wie der Bräutigam der Braut eine Rose bietet.

„Dank, Herr,“ stammelte Acte verwirrt, — „aber mir sagt eine innere Stimme, daß ich dies Kleinod nicht nehmen darf; ebensowenig wie es mir zusteht, die Schwelle der Hofburg zu überschreiten.“

„Thorheit! Wenn der Cäsar selbst es verlangt! Ah, — Du fürchtest für deinen Ruf? Freilich, die verlästernde Bosheit geht um so rascher an's Werk, je früh-

lingsfrischer der Gegenstand ihres Hasses ist. Komm also stets nur in Begleitung des Nicodemus . . .“

„Vielleicht, Herr!“

„Weshalb sagst Du nicht ohne Umschweife Ja? Sieht es nicht aus wie Vorausbestimmung, daß wir uns hier zum zweiten Mal treffen mußten, nachdem Du vor wenigen Tagen erst meine Pfade durchkreuzt und meine Seele mit Sympathie erfüllt hast?“

Acte erröthete heftig. Wie in tiefer Beschämung senkte sie schweigend die Augen.

„Also Du kommst?“ wiederholte der Kaiser.

„Ich will zusehen, ob ich es wagen kann.“

„Wie Du glühst, Acte! Seh' ich denn aus, als ob ich Dir Uebles wollte? Du sollst meine Schwester sein, meine herzliche Schwester; — sonst vergeh' ich vor Sehnsucht. Ueberlegst Du auch? Nero bietet Dir seine Bruderhand, Nero, um dessen Gunst sich Könige in den Staub werfen!“

„O, ich weiß, was diese Gunst werth ist!“ sagte sie tiefstönig. Es klang eine mächtige, überzeugungsfrohe Kraft in dieser vibrirenden Mädchenstimme. Nero war wie berauscht.

„So bleibt es dabei, Du Süße, Du Herrliche! Welch' ein Gedanke von Tigellinus, mich heute, in dieser Stunde just, nach dem Marsfeld zu locken! Alle Schätze des Reichs können's nicht aufwiegen! Er ist ja ein Thor, ein Mann des Augenblicks, ein Gedankenfeind, — aber

dennoch hat er mir mehr gegeben als Seneca mit all seiner Weltweisheit.“

Dröhnender Beifall und gleich darauf ein helles Fanfarengeschmetter bezeichnete jetzt den Schluß der Vorstellung.

„Herr,“ flüsterte Acte, da Nero Miene machte, ihr nach dem Ausgang zu folgen, „wenn Du mir wohl willst, so lässest Du mich allein. Ich möchte erkannt werden, — ach, und Du ahnst nicht, wie lieblos und erbärmlich man urtheilen würde.“

„Gut, Acte! Du siehst, ich gehorche schon fast wie ein Sklave. Aber den Ring wirst Du nehmen? Ich bitte Dich herzlich darum.“

„Wohlan denn . . .“ stammelte sie bewegt. Der schwere Goldreif glitt ihr über den Mittelfinger. Hier paßte er, als sei er eigens für sie gefertigt. Ein sonderbares Gefühl überrieselte sie, halb Wonne, halb Weh und ahnungsvolle Besorgniß. Es war ihr, als trage sie eine Kette, die keine Gewalt der Erde wieder zerreißen könne.

## Viertes Kapitel.

Mit großer Hast drängte sich Acte durch das Getümmel und erreichte das Freie, ohne daß Nicodemus ihr Enteilen bemerkt hätte.

Es war ihr ein unerklärliches, aber zwingendes Herzensbedürfniß, mit den Eindrücken dieser bedeutsamen Stunde allein zu sein.

Wenn sie sich vorstellte, wie ihr Gebieter sie ausforschen, wie er jegliches Wort, das der Kaiser zu ihr gesprochen hatte, zweifach und dreifach beleuchten würde, so verspürte sie eine unsägliche Angst. Es war ihr, als solle sie einer ungeweihten, fühllosen Hand die Durchmusterung ihrer kostbarsten Schätze gönnen. Eh' dies geschah, wollte sie wenigstens eine Weile noch glücklich sein im Alleinbesitz; sie wollte, was sie erlebt hatte, ungestört auskosten, und sich hinlänglich sammeln.

Fast eine halbe Stunde lang schritt sie so durch die entlegneren Theile des Marsfeldes, ab und zu die zaghaften Blicke auf das Kleinod gerichtet, das sie am Finger

trug. Sie meinte zu träumen. Ein Ring mit dem In-  
siegel des römischen Imperators, von dem Allgewaltigen  
selber gespendet, an ihrer Hand! Kling das nicht wie  
ein Märchen aus der pelasgischen Urzeit? Damals stiegen  
die Uranionen, vom Lichte des Aethers umflossen, zu den  
Töchtern der Menschen herab und legten den Hirten-  
mädchen des Oeta die himmlischen Donnerkeile zu Füßen.  
Aber hier, in dem wirklichen, wahrhaftigen Rom, das von  
dem gar nicht märchenhaften Schwert- und Lanzen-  
Gekirre der Prätorianer erdröhnte, hier am Tibergestade,  
wo Alles so neu, so frisch, so lebendig in's Dasein blickte  
— es war unfasslich!

Ihr Blick schweifte hinüber nach der gewaltigen  
Zweimillionen-Stadt. . . . Ein röthlicher Dunst lagerte,  
trotz des klaren Oktobertages, breit über dem südlichen  
Horizont. Fernab ragten die sonnbestrahlten Tempel des  
Capitols, rechts davon das hochgethürmte Palatium, der  
Herrscherstiz des blühenden Jünglings, der über dies ganze  
unabsehbare Häusermeer, über Italien, über den Erdkreis  
das Scepter hielt, und doch mit ihr, der Niedriggebornen,  
so warm, so liebevoll, so ganz über alle Beschreibung  
traulich gesprochen hatte. . . .

Sie seufzte.

„Wär' er doch Einer von den elenden Sklaven, die  
dort mühsam die Steine zum Aufbau der Halle schleppen!“  
dachte sie traurig. „Alles, was ich besitze, wollte ich geben,  
ihn loszukaufen, — Jahre lang wollte ich schaffen und

arbeiten, damit ich's zusammenbrächte, was etwa fehlte, — und dann . . .“

Sie schloß die Augen.

Da plötzlich hörte sie eine Stimme, die sanft ihren Namen rief.

Emporschauend, gewahrte sie einen etwa vierzigjährigen Mann in vornehmer Tracht. Die blitzenden grauen Augen mühten sich offenbar, liebenswürdig und verbindlich zu scheinen.

„Acte,“ sprach er, „Du wandelst allein, wie die trauernde Demeter. Darf Dir ein neugevommener Freund seine Begleitung anbieten?“

„Herr, ich kenne Dich nicht.“

„Diesem Uebelstande ist mit Leichtigkeit abzuhelfen. Mein Name wird Dir, so denk' ich mir, weniger fremd sein, als meine Züge. Ich bin Pallas, der Vertraute der Kaiserin.“

„Pallas!“ rief sie erschreckt, als habe sie kein gutes Gewissen. „Der Name ist allerdings gekannt und — gefürchtet.“

„Nur Derjenige hat mich zu fürchten, der meiner Gebieterin die schuldige Ehrerbietung versagt, ihr weisheitsvolles Wirken mißachtet, ihre glorreichen Pläne zu kreuzen strebt, oder sich sonst wider die göttliche Majestät versündigt. Durch die Gunst Agrippina's bin ich das, was ich bin: Dankbarkeit aber und Treue sind die vornehmsten Tugenden.“



Acte sah, wie in tiefe Gedanken versunken, auf das Kleinod des Imperators. Dann plötzlich das duftige Blondhaar aus ihrer Stirne streichend, fragte sie beinahe keck:

„Woher kennst Du mich, und was willst Du von mir?“

„Ich sah Dich neulich, als der Cäsar den Freigelassenen des Flavius Scevinus begnadigte. Ich befand mich an der Spitze der kaiserlichen Gefolgschaft.“

„So? Ich bemerkte Dich nicht.“

„Wenig schmeichelhaft. Aber Du warst so völlig in Anspruch genommen, daß ich geneigt bin, diese Vernachlässigung zu entschuldigen. Vielleicht reizte mich gerade dein blumenhaftes Versenktsein in die Forderungen des Augenblicks. Du schienst mir wie ein lieblicher Ruhepunkt inmitten der ewig hastenden Weltstadt. Mit einem Wort: Du entzücktest mich . . .“

„Weshalb sagst Du mir das?“

„Seltsame Frage! Weshalb sagt man der Amphora, daß man dürstet? Ich liebe Dich, Acte, und flehe zu allen Göttern, sie möchten dein Herz mir geneigt stimmen.“

„Da wirft Du umsonst flehen,“ fuhr das Mädchen heraus. „Ich kann nicht lieben. Ich habe nicht Sinn noch Seele für solche Thorheit.“

„Kennst Du Thorheit, was die wonnigste, ja, die

einzig Blüthe des Lebens ist? Acte, Acte, was sprichst Du da? Du nicht lieben...? Du mit deinen sehnsüchtig verschwimmenden Augen, mit deinen süßschwellenden Lippen, die wie ein immerwährender Kuß in die Welt lächeln? Täusche Du einen Dummern!“

„Ich kann nicht lieben,“ wiederholte sie traurig. „Und wenn ich's könnte — meinst Du, ich würde mich wegwerfen?“

„Wegwerfen? Ist denn die Liebe des Pallas so ehrennd und schmachvoll?“

„Für hundert andre gewiß nicht. Glaub' mir, ich kenne die Welt und ihre Gebrechen trotz meiner Jugend! Ich weiß, wie Rom von uns freigelassenen Mädchen zu denken pflegt, wie unser Name fast gleichbedeutend geworden ist mit Anehrbarkeit und Leichtsinne. Viele, sehr viele würden sich glücklich schätzen, ihre Sünden mit Dir zu theilen; denn Du bist mächtig und reich, und etwas vom Glanze der weltbeherrschenden Hofburg fällt auch auf die Geliebte des Pallas. Ich aber verachte solche Erhebung, die in Wahrheit doch nur Erniedrigung ist. Ich verachte sie: einmal weil mir der Abscheu vor solcher Verirrung unüberwindlich im Blute liegt; dann aber, weil Jesus Christus von Nazareth, dem ich von Herzen anhangen, die Tugend lehrt und die Reinheit im Sinn und im Wandel.“

Pallas schwieg eine Weile. Dann versetzte er zögernd: „Du sagst mir nichts Neues, Acte. Gleich von An-

beginn war zu vermuthen, das junge Mädchen, das für den Nazarener um Gnade flehte, sei Nazarenerin. Dann aber erfuhr ich's von Nicodemus. Ich hatte bemerkt, daß ihr beide in Beziehungen steht; ihn kannte ich, da ich ihn mehrmals bei Seneca traf . . . Wisse also, daß deine hochgemuthete Erwiderung mich keineswegs überrascht. Dennoch war sie verfehlt."

„Wie so?"

„Weil Du zurückweist, ohne geprüft zu haben. Acte! Ich sehe Dich jetzt zum dritten Mal. Vorgestern im Hause des Nicodemus hatte ich vollauf Gelegenheit, Dich zu beobachten . . . Ich stand, ohne daß Du es ahntest, mit dem graulockigen Sonderling im Tablinum. Wie ein junges Reh huschte Du über die Fliesen; Du sprachst mit den Sklaven, und Jedem gönntest Du ein freundliches Wort; Du besprengtest die Spätrosen am Rand des Impluviums; Du streutest den Tauben Körner und Brotsamen; Du goffest sogar von dem Lichte, das Dich umfließt, einen Strahl in die Seele des alten Hundes, der halbgelähmt vor dem Bassin lag, und schweifwedelnd zu Dir aufschaute. Nun war's beschlossen: bei nächster Gelegenheit wollt' ich Dir sagen, wie sehr ich das Thier beneide, das deine beglückende Nähe genießt; ich wollt' Dir sagen . . . Aber was hast Du?"

„Nichts, nichts!" stammelte Acte. „Ein dummer Gedanke . . . eine Erinnerung . . ."

Sie hatte die Hand wie eine Taumelnde vor die

Augen gepreßt. Jetzt, da sie merkte, daß Pallas ihr von echter und wahrhaftiger Liebe sprach, stellte sich ihrer Phantasie plötzlich ein Bild, so greifbar, so deutlich, daß sie laut hätte aufschreien mögen: das Bild des Cäsars, wie er zum ersten Mal sagte, daß er sie reizend finde. Und mit diesem Bilde kam ein beklemmender Krampf, ein süßbetäubender Schmerz, der sie beinah' zu Boden geworfen hätte.

Als sie sich wieder gefaßt hatte, fuhr Pallas mit wachsender Inbrunst fort:

„Ich will nicht hoffen, daß meine Worte es waren, die Dich erschreckt haben. Bin ich zu stürmisch gewesen? Aber in meinem Alter hat man nicht Zeit, Wochen und Monate lang zu werben. Gerade heraus: Pallas, der Vertraute der Kaiserin, der Furchtbare, wie Du ihn selber genannt hast, — er begehrt Dich zum Weibe. Hörst Du, Acte? Zur gesetzlichen Ehefrau, nicht zur Geliebten! Was giebst Du zur Antwort?“

„Daß ich ihm danke,“ flüsterte Acte, zur Erde schauend, „und daß ich ihn bitte, mir zu verzeihen, wenn ich trotz alledem Nein sage.“

„Sprichst Du im Fieber?“

„Keineswegs, Herr! Eben weil ich so klar überlege, find' ich den Muth, diese Ehre zurückzuweisen. Ein Mädchen, wie ich, paßt nicht zu dem vornehmen Cavalier . . .“

Er legte ihr kopfschüttelnd die rechte Hand auf die

Schulter. Funkelnden Blickes maß er die schlanke Gestalt, die vor Aufregung bebte.

„Muß ich Dir sagen, daß Du nur allzu gut zu mir passst? Muß ich mich demüthigen? Weißt Du nicht, daß ich selber von unfreier Geburt bin? Antonia, die Mutter des Kaisers Claudius, schenkte mir vor Jahren die Freiheit, — und durch eigene Kraft bin ich geworden, was mir ganz Rom jetzt beneidet: der Vertraute der göttlichen Agrippina.“

„Ja, ich weiß,“ versetzte das Mädchen. „Trotzdem — die Kunst ist unübersteiglich. Welch' traurige Rolle würde ich spielen in dem glänzenden Kreis des Palatiums! Mir schwindelt, wenn ich nur daran denke.“

„Mit Niemand hättest Du den Vergleich zu scheuen.“

„Nein, nein, — der Gedanke ist mir entsetzlich. Und dann, Herr: ich sagte Dir schon, daß ich nur eine Seele, aber kein Herz besitze. Ich liebe Dich nicht, und ohne Liebe dein Weib zu werden, das wäre doch ein Verrath an Dir selbst.“

Pallas kraufte die Stirn. Auf diese unzweideutige Ablehnung war er denn doch nicht gefaßt gewesen. Seine Eitelkeit blutete.

„Mädchen,“ sprach er nach einer Weile, „Du gerberdest Dich wie von Sinnen. Töchter von Senatoren hab' ich in diesen Armen gehalten — ohne umständliche Ceremonie —, und Du weigerst Dich, als rechtmäßige

Gemahlin mein Leben und meine Stellung zu theilen? Du bist eben so wahnwitzig mit deinem kindischen Zögern, wie ich mit meinem unerhörten Entschluß Dich zu heirathen. Aber ich kann's nicht ändern: ich war wie besessen bei deinem Anblick, und jetzt, da Du mir weigerst, was Du mit Dankesthränen mir in den Schooß werfen solltest, — jetzt fühle ich um so klarer, daß ich nicht von Dir lassen kann. Ueberlege Dir's, Acte! Der Vertraute der Kaiserin ist nicht der erste Beliebige, und wer nicht sein Glück frohmuthig beim Schopfe ergreift, der jammert nachher vielleicht ein ganzes Dasein hindurch nach dem einen thöricht vergeudeteten Augenblick. So: nun gehab' Dich wohl! Drüben am Reitweg wartet meine Gefolgschaft.“

Er nickte ihr bedeutungsvoll zu. Dann verschwand er zwischen den Myrthenhecken.

Der Tag hatte sich inzwischen geneigt. Die Stunde der Coena war längst vorüber. Die Schaaren der Sänften und Fußgänger, die so lebensvoll durch die breiten Alleen gewogt, hatten einer gewissen Dichtigkeit Platz gemacht, deren Wirkung durch das gluthvolle Rothgold der Abendbeleuchtung erhöht wurde.

Acte gewahrte jetzt, daß sie im Weiterschreiten die ältliche Brücke erreicht hatte. Unwillkürlich betrat sie den marmorgepflasterten Seitenstiege, wandelte bis zur Mitte, und blieb dann, über den Rand der Brüstung gebeugt, stehen. Hier, von der Höhe des Hauptbogens, stürzten

sich alljährlich Hunderte hinab in die Tiefe, — Lebensfranke, denen der Inhalt des Daseins verloren gegangen, Elende, die des unablässigen Ringens mit den Gewalten des Schicksals müde geworden . . . Drunten rauschte und wogte die gelbliche Fluth, wie eine unheimlich flüsternde Lockung. Die schaumigen Wirbel drehten sich, bald schwellend, bald nachlassend, mit der Regelmäßigkeit gewaltiger Athemzüge. Welle auf Welle quoll zwischen den quadergethürmten Pfeilern hervor, und Welle auf Welle glitt, allmählich ebbend, in's Weite, bis sie im gleichförmigen Einerlei des breitrollenden Stromes verloren ging.

„Wie wohl das thut!“ flüsterte Acte, die Stirn auf die Handfläche stützend. „Das kommt und schwindet, — und so stürmisch es toben mag, es glättet sich dennoch, und beruhigt fließt es dem Meere zu.“

Nun starrte sie lange nachdenklich auf die eine Stelle am Mauerwerk, wo die Strudel am höchsten empor schäumten, bis ihr zu Muth wurde, als ob die Brücke mit ihr und Allem, was sich darauf befand, glatt und geräuschlos nach rückwärts dahinschwimme. Es war ein unbeschreiblich süßes Gefühl, eine Schläffheit, die ihrer Seele nach so vielen Erregungen die gleiche Erquickung gewährte, wie ein tiefer Schlummer dem Leibe.

Die Sonne war untergegangen, als Acte sich endlich, ihrer Verpflichtungen eingedenk, auf den Heimweg begab.

Mit hastigen Schritten wandte sie sich in südöstlicher Richtung und erreichte nach vierzig Minuten den Vicus Longus, die 'Lange Straße', die den viminalischen Hügel vom quirinalischen trennte.

An die kaum bemerkliche Bückung des ersteren angelehnt, stand hier das wohlgebaute, stattliche Haus des Lucius Nicodemus, der, in der vierten Generation von Macedämoniern abstammend, nach Sitte und Lebensgewohnheit durch und durch Römer war.

Acte fürchtete schon, ihr heißblütiger Patronus würde sie ungnädig empfangen, denn sie war über Gebühr ausgeblieben, und Nicodemus, getreu der frommen Strenge der Nazarener, hatte ihr noch jüngsthin gerothet, da sie mit einer der Dienerinnen um die Stunde des Dämmerns am Ostium gestanden. Auch die Ungebuld konnte ihn peinlich erregt haben.

Nicodemus jedoch, weit entfernt, ihr ein tadelndes Wort zu sagen, strahlte bei ihrem Anblick. Er hatte im Atrium auf sie gewartet. Dicht am Thürweg nahm er sie in Empfang und führte sie am Tablinum vorüber in's Peristyl. Aus dem Speisezimmer glänzten die Lampen. Die Familie hatte vor zwei Stunden bereits das Mahl genommen: der Hausherr, die Hausfrau, eine Tochter und sieben ehemalige Sklaven und Sklavinnen, die von ihrem Gebieter sämmtlich mit der Freiheit beschenkt worden waren; denn die Lehre des Heilandes widersprach der persönlichen Knechtschaft zu schroff, als daß selbst ein



Mann von dem starren Charakter des Nicodemus das staatliche Institut der Unfreiheit hätte vertheidigen mögen. Zudem waren sämmtliche Hausgenossen von ihm selber bekehrt und getauft worden: er konnte also nicht thatsächlich die Ketten bestehen lassen, die er durch die Feierlichkeit dieser Handlung geistig vernichtete.

„Du wirst hungrig sein,“ sprach er mit beinahe zärtlicher Fürsorge. „Da kommt Lesbia mit ihren Schüsseln! Sie hat Dir Einiges warm gestellt, Acte! Is, trink' und erzähle dann!“

Acte setzte sich auf die Kante des Speisesophas, wo sonst Nicodemus, halb liegend, sein Mahl genoß.

„Is, is!“ wiederholte er freundlich. „Du mußt ja halbtodt sein. Wahrhaftig, deine Hände sind kalt, wie Eis. Hier — der schöne Besudwein . . . ich hab' ihn eigens für Dich aus dem Keller geholt . . . der wird Dir gut thun, Acte. Du scheinst sehr übermüdet.“

„Das bin ich auch,“ sprach sie und führte hastig den ehernen Becher zum Munde. „Verzeih', daß ich nicht gleich von dem Zelt des Aegypters aus mit Dir heimkehrte . . .“

„Im Gegentheil,“ schmunzelte Nicodemus. „Ich danke Dir, daß Du das heilige Werk, dem Du obliegst, gar so eifrig und ernst nimmst. Ich habe gesehen, wie der Cäsar Dir gegenüber stand. Wenn Du klug bist,

hat Nicodemus und mit ihm der göttliche Galiläer gesiegt, ehe zum zweiten Mal sich der Mond füllt.“

Acte, sich nur noch mühsam beherrschend, schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, Herr!“ sagte sie dumpf. „Zürne mir nicht — um Jesu Christi willen — aber es geht nicht!“

„Was geht nicht?“

„Daß ich . . . daß ich den Kaiser Nero bekehre.“

„Du hast ihn bekehrt, wenn Du nur folgegerecht ausnüttest, was Dir das Schicksal fast in den Schooß geworfen. Er war die Huld und die Güte selber . . .“

„Eben deshalb. Er hat mir sogar die Hände gedrückt, und mir angetragen, seine herzliche Schwester zu sein . . .“

„Was?“

„Nun ja, das waren just seine Worte. Und in's Palatium läßt er mich ein, und was ich geredet habe, scheint ihm das klare Echo seiner eignen Gedanken . . .“

„Aber das ist ja ein wunderbarer Triumph, Acte! Das ist die Eroberung Roms, das Kreuz Jesu Christi aufgepflanzt auf die Zinnen des Capitols . . .“

„Das ist das Ende unserer freudigen Hoffnungen,“ flüsterte Acte. „Herr, ich muß Dir den letzten Zweifel benehmen: ich werde den Kaiser nicht wiedersehen.“

„Bist Du toll, Mädchen?“

„Gott sei Dank, nein! Seit lange war's nicht so

klar in meiner Seele, wie jetzt. Ich will offen und ehrlich sein, denn ich bin Dir zu Dank verpflichtet. Du sollst nicht wähenen, Acte zerstöre aus Eigensinn, was Du so klug und so redlich gesponnen hast. Ich . . . ich . . .“

Sie stockte. Eine brennende Schamröthe flammte über ihr Antlitz, während Nicodemus bleich und geöffneten Mundes ihr zuhörte.

„Ich fühle,“ sagte sie endlich, „daß ich die Rolle, die Du mir zugetheilt hast, nicht durchführen kann, ohne mich selbst zu verlieren. Ihr Alle behauptet, es wohne mir Etwas inne, was mehr überrede, als die begeisterndsten Worte des Presbyters . . . Ich weiß nicht, ob ihr euch hierin täuscht. Das aber weiß ich, daß mich der Cäsar mit andern Blicken betrachtet hat, als irgend Wer, den ich dem Christenthum zu gewinnen suchte . . .“

„Nun, und was folgt daraus?“

„Einfach, daß er . . . daß er mich lieben würde . . .“

„Um so besser!“

„Nicht um so besser; denn auch ich würde ihn lieben. Ja, ich liebe ihn, Herr!“

„Das ist rasch gegangen!“ lachte der hagere Nazarener ingrimmig. „Gleichviel: was soll dies abgeschmackte Bekenntniß? Lieb' ihn, so viel Du begehrst, — aber thu' deine Pflicht als Verbreiterin unseres göttlichen Glaubens!“

„Dazu fehlt mir die Kraft.“

„Elende!“ fuhr Nicodemus heraus. „Hat nicht Christus gesagt: ‚Ihr sollt das Irdische abthun um des Ewigen willen!‘? Befiehlt er uns nicht, unser Fleisch zu kasteien und die Sinne zu meistern, wenn sie uns ablenken wollen vom Pfade des Rechts und der Tugend?“

„Eben das will ich,“ gab ihm Acte zurück. „Folgte ich meinem Sehnen, so würde ich in dieser Minute noch aufbrechen . . . Ihm nach, — in seine Arme, an seine Brust, die so voll ist von allen Hochgefühlen des Schönen und Edlen, — das wäre der Drang meines sündigen, pflichtbergessenen Willens. Da ich aber in Schande und Schmach sinken würde, wenn ich Dem nachgäbe, so steht mein Entschluß fest. Keine Macht dieser Erde soll mich bewegen, den Mann je wieder zu sehen, dessen Nähe mich so zu vernichten droht.“

„Und wenn er selbst es befiehlt?“

„So sterbe ich lieber, eh' ich ihm Folge leiste. Ueber Vieles hat der Cäsar Gewalt; den Tod aber kann er Keinem verwehren, der den Muth dazu hat.“

Nicodemus saß eine Weile da, wie gelähmt. Dann streckte er seine krampfhaft zitternden Hände aus und sprach schluchzend:

„Acte! Im Namen des Heilands, der für uns alle geblutet hat, thue mir das nicht an! Zerstore nicht so den größten Gedanken seit Christi Dahinscheiden! Zertrümme nicht die Zukunft des Nazarenenthums, das herrliche, himmlische Werk der Erlösung!“

„Durch Sünde kann die Welt nicht erlöst werden.“

„Acte! Beim Grab deiner Mutter, die im seligen Glauben an Gottes Gnade gestorben ist . . .!“

„Beim Grab meiner Mutter!“ rief die Freigelassene bewegt. „Diese Heilige brauchtest Du noch zu nennen, um die Festigkeit meines Entschlusses zur Starrheit zu machen!“

„So willst Du nicht . . .? Trotz meines Flehens, Acte, trotz meiner Thränen?“

„Nein, und tausendmal nein.“

Die Züge des Nicodemus verzerrten sich. Ein gräßlicher Fluch schien auf seinen Lippen zu schweben, ein wilder, unerhörter Schrei der Verdammniß . . . Die fleischlosen Finger hatten sich geierartig zusammengekrallt; die Brust keuchte; aus den gerötheten Augen flammte der Blick eines dämonischen Hasses.

Gleich darnach überwand er sich. Noch immer zitternd goß er Wein in die nächste Schale und stürzte den Trunk hinab, wie ein Verlethzender.

„Du willst nicht,“ sagte er tonlos. „Aber der Cäsar will — und Nicodemus will, — und da möge sich's denn erweisen, ob stiebende Kieselsteine die Bergwand aufhalten, wenn sie in's Thal donnert. Du kennst mich. Geh' jetzt schlafen, Du arme Thörin! Mit dem neuen Tage kehrt Dir vielleicht die alte Vernunft wieder.“

Er verließ das Triclinium. Seine Schritte verhallten

im Säulengang. Man hörte das leise Klackzen der Thürzapfen. Dann Alles still.

Halbverstört sah Acte sich allein in dem weindurchdufteten Speisegemach. Die Drohworte ihres Gebieters klangen ihr mit zermalmender Klarheit durch das Gemüth. Ja, sie kannte ihn. Giltig sonst und gerecht, war er zu jeder Gewaltthat fähig, wenn ihm das, was er für zweckmäßig oder nothwendig hielt, störend durchkreuzt wurde.

Sie sann und sann. Schwerer immer und schwerer legte sich ihr die Ahnung eines künftigen Urtheils über die hangende Brust.

Plötzlich war es, als rufe ihr aus der matt erhellten Tiefe des Speisegemachs eine Stimme die Worte zu: ‚Fort, fort, sonst bist Du verloren!‘

Eine sinnlose Angst überkam sie. ‚Der Cäsar will‘ . . . ‚Nicodemus will‘ . . . Aber sie wollte nicht, so wahr der Sohn Mariä geboten hatte: ‚Wandle unsträflich!‘ Sie wollte nicht, — und so mußte sie flüchten . . . Nur so entging sie der feindlichen Uebermacht, dem Kampf mit der eigenen Schwäche, dem Ingrimm des Nicodemus.

Leise, wie eine Verbrecherin, schlich sie in ihr Cubiculum. Sie hebte an allen Gliedmaßen. Rasch, als hinge ihr Heil von jeder versäumten Minute ab, schnürte sie das Nothwendigste ein. Die goldene Kette, das letzte Vermächtniß ihrer sterbenden Mutter, schlang sie wie

einen Talisman um den Hals. Dann warf sie ein dichteres Obergewand über, löschte die Lampe und eilte dem Posticum zu.

Am folgenden Morgen riefen die Hausbewohner vergeblich ihr ängstliches ‚Acte!‘ durch's Peristyl. Man fand ihr Lager noch unberührt. Ein Pergamentstreifen, mit einer Schmucknadel wider die Thüre befestigt, trug die wenigen Worte: ‚Lebt alle wohl!‘ Nicht die leiseste Spur aber ließ errathen, wohin sie entschwunden war.

Nicodemus, von Zweifeln und Gewissensbissen gequält, schwieg über die Ereignisse des verflossenen Tages. Die ahnungslose Familie suchte daher auch vergeblich nach einem Beweggrunde für diese plötzliche Flucht. Alle beklagten nur den Verlust der lieben Genossin wie ein gemeinsames Unglück. Sie war so hold, so erquickend gewesen in ihrer harmlosen Fröhlichkeit; ihr schimmerndes Blondhaar hatte die Räume des Hauses wie mit himmlischem Glanze durchtränkt; ihre ganze rosenhafte Erscheinung, ihre Stimme, ihr lerkhenfröhliches Lied, — Alles das würde man jetzt vermissen, wie der Blinde die ewig erloschene Sonnenpracht . . .

Nicodemus sprach seiner Gemahlin, die fast in Thränen zerfloß, Muth ein, murmelte etwas wie ‚Mädchenlaune‘, ‚Ueberspanntheit‘, ‚schon zur Vernunft kommen‘ zwischen die Zähne, und begab sich dann auf die Stadtpräfectur, um das Vorgefallne zur Meldung zu bringen.

Pharax, der Obersoldat, der vor acht Tagen den verurtheilten Artemidorus eskortirt hatte, war zufällig in dem Geschäftsraum derjenigen Abtheilung thätig, die Nicodemus für seine Zwecke in Anspruch nahm.

Die beiden Männer erkannten sich.

Da Pharax hörte, um was es sich handelte, war er Feuer und Flamme. Er führte den Nicodemus geradewegs zum Präfecten, kam auf die Schuld zu sprechen, die Claudius Nero in eigener Person dem jungen Mädchen erwiesen habe, und betonte mit Nachdruck, daß es den Cäsar ohne Zweifel betrüben würde, wenn der Entflohenen irgend ein Unheil begegne.

Der Stadtpräfect reichte dem Nicodemus die Hand.

„Meine Cohorten — die in der Waffenrüstung wie die in der Toga — sind leidlich geschult. Wir werden die Kleine schon auftreiben, — verlaß Dich darauf! Uebrigens möchte ich meinen Kapphengst verwetten: eh' wir noch ernstlich auf sie gefahndet haben, kehrt sie von selbst zurück!“

Sie kehrte weder von selbst zurück, noch auch glückte es den Cohorten des Stadtpräfecten, sie aufzutreiben.

Bierzehn Tage lang hatte man — zuletzt sogar unter Bethheiligung der gewerbmäßigen Sklavenfänger — nach ihr geforscht.

Alles umsonst.

Auch Nero, der, von heimlicher Sehnsucht verzehrt, scheinbar aus gnädiger Wohlgefinntheit gegen den trostlosen



Nicodemus einen namhaften Preis auf Acte's Entdeckung gesetzt und seine Prätorianer beauftragt hatte, den Stadtcohorten hülfreiche Hand zu leisten, mußte sich schließlich mit dem Gedanken vertraut machen, daß Acte, die Süße, die Goldselige, die ihm das Herz mit so zaubrischen Melodien erfüllte, ein für alle Mal spurlos verschwunden sei.

## Fünftes Kapitel.

Es war Winter geworden und wieder Frühling. Der April mit seinen leuchtenden Horizonten goß himmlische Lebenslust über die Erde. Sein quellender Blüthenflor hatte die vornehmeren Stadtviertel Roms in einen einzigen Garten verwandelt. Die Brunnen der Aqua Claudia und Marcia rauschten mit verdoppeltem Wogenschwall. Das Forum und die heilige Straße sahen aus wie beschneit: so zahlreich wimmelten dort die weißen Obergewänder der Müßiggänger. Die Volkspoeten sannem auf neue Weisen; die Jünglinge schmückten ihre Erkorenen mit Purpur-Rosen; die Mädchen träumten von zukünftigen Seligkeiten.

Starr und düster — in schroffem Gegensatze zu all' den Glücklichen, die er beherrschte — wandelte Claudius Nero Cäsar eines Nachmittags durch den Säulenhof.

Ihm zur Linken schritt Seneca, sein Rathgeber und ehemaliger Lehrer.

Beide verharrten wohl zehn Minuten und länger

noch in bedrückendem Schweigen. Hin und wieder, wenn sie am Ende der marmorgetäfelten Bahn Kehrt machten, blickte der Staatsminister heimlich unter den tiefgefenkten Wimpern hervor, um in den ernstgeschlossenen Zügen des Imperators zu lesen . . .

Wie seltsam hatte der junge Fürst sich verändert, seit er damals in Gemeinschaft mit Tigellinus das Zelt des ägyptischen Zaubers betreten! Sein blaßes Antlitz erzählte von Kämpfen, die kein menschliches Auge belauscht hatte, von einer ewigen Kastlosigkeit des Gedankens, der da ergründen, wirken und schaffen will, und doch niemals die That gebiert. Ach, die That erblüht nur aus der göttlichen Zuversicht, aus dem Glauben an ihre Nothwendigkeit, aus der mannhaften Ueberzeugung. Vielleicht auch war es der Gram des Gemüthes, was ihm die Schwingen in Fesseln schlug.

Er, dem sonst die Kunst Blüthe des Lebens gewesen, schloß sich mit einem Mal wie ein Feind gegen sie ab.

Seine Lieblings-Autoren lagen unentrollt in den Elfenbeinkästchen der Bibliothek; er versuchte sich nicht mehr im Epos, noch in der Lyrik; die Kithara trauerte schwermuthsvoll zwischen den Lorbeerkränzen, die ihm die wahren und falschen Bewunderer seines Talents gereicht hatten; kein Lied entquoll mehr seiner ehemals so sangesfreundigen Kehle.

Seit ihm Acte entschwunden war, hatte er sich völlig der Philosophie gewidmet und der pflichtgetreuen Erwägung

dessen, was Nicodemus im Vereine mit Seneca ihm als die höchste Aufgabe einer wahrhaft großen Herrschernatur anpries.

Mancher Schritt war in dieser Richtung bereits gesehen . . .

Die Erinnerung an Acte schien den Jögern den wie ein mahrender Genius allerwärts zu begleiten. Sie selber hing dem Bekenntniß der Nazarener ja an: durfte Nero da zweifeln?

Dennoch, er zweifelte. Vielleicht weniger noch an der Heilsamkeit des gewaltigen Umsturzes, den man ihm zumuthete, als an der Möglichkeit seiner Durchführung.

Ja, hätte Acte ihm in die Seele geredet, die leidhaftige Acte mit ihrer süßen, schmeichelnden Stimme, — alle Bedenken wären dahin geschmolzen, wie Schnee im Lenzwinde. Ihr bloßes Andenken vermochte dies nicht. Es erfüllte ihn zwar mit jener heiligen Pietät, die wir den Todten widmen; dieser Pietät aber gesellte sich eine dumpfwühlende Trauer, die ihn stets von Neuem zu Boden drückte.

Unseliges Räthsel!

Welcher boshafte Dämon hatte ihm den Stern seines Daseins geraubt? Und wie und warum? Er fand keine Antwort auf diese Fragen, und Nicodemus, der doch wenigstens um die Ursache des Verhängnisses wußte, hielt es für angemessen, zu schweigen.

Die Schritte des Imperators und seines Staats-

ministers hielten beinahe unheimlich durch das verödete Peristylum. Kein Sklave ließ sich hier blicken, kein Soldat selbst der Leibwache. Sie Alle fühlten, daß es bei drohendem Sturme gerathener ist, ein Obdach zu suchen.

„Du scheinst über die Maßen verstimmt, Herr,“ hub Seneca an, da Nero mit jeder Minute finstrier zu Boden starzte.

„Vielleicht,“ versetzte der Kaiser.

„So folge dem Rath eines Erfahrenen, der Dich liebt und dessen herrlichsten Stolz Du ausmachst.“

Nero seufzte. Der weltmüde Ausdruck seines jugendlichen Gesichtes bot einen merkwürdigen Gegensatz zu der sonnigen Ruhe und Heiterkeit, die über dem Greisenantlitze seines kraft- und zielbewußten Begleiters lag.

„Wenn Du deine Verstimmung beherrschen willst,“ fuhr Seneca fort, „so zwinge deine Gedanken, sich auf Dinge zu stürzen, die von dem, was Dich heimsucht, himmelweit abliegen!“

„Das ist leicht gesagt,“ gab ihm der Cäsar zurück. „Ixion, auf's Rad geflochten, wird bei aller Philosophie nichts Anderes zu denken wissen, als seine Schmerzen.“

„So leidest Du, Cäsar? Ich dachte, was Du mir angelobt hast, würde Dir minder schwer fallen. Sehnt Du Dich wirklich so sehr nach den Zwiegesprächen mit Tigellinus? Nach den Abenteuern der Straße, der nächstlichen Bechgelage . . .?“

„Vielleicht auch das. Tigellinus war mir ein trauter Genosse, ein wackerer Freund. Es ist unrecht, daß ich ihn so vernachlässige.“

„Nach wie vor kannst Du ihm deine Huld beweisen: als Genosse freilich ziemt er nicht einem Fürsten, der so Gewaltiges plant und so Hehres . . . Theurer Sohn! Ich begreife ja, daß die Jugend gewisse Rechte fordert . . . Dennoch: die Größe des Fürsten, sei er noch so jung und so blühend, beruht in der Mäßigung. Du bringst ja freilich ein Opfer, wenn Du streng nach den Grundsätzen herrschest, die ich entworfen und die Du gebilligt hast: aber dies Opfer ist unerlässlich, wenn Du erfüllen willst, was Du Dir vorgesetzt: die Befreiung der Menschheit. Niemand traut Dir ein Herz zu für die Leiden des Volkes, falls Du selber in rastlosem Genuße dahin schwelgst.“

„Hat ich dies?“ fragte der Cäsar bitter.

„Wahrlich, nein! Das überliebst Du den Senatoren und den Emporkömmlingen, die grinsend im Golde wühlen, während die Armen und Elenden kaum ihre Blöße decken.“

„Nun also! Wessen klagst Du mich an?“

„Ich wollte nur sagen: wenn Du die Aufgabe willst, so darfst Du auch ihre Schmerzen nicht scheuen: weder die Schlichtheit deines Privatlebens, noch das Staunen ehemaliger Freunde; weder die Vorwürfe deiner Gemahlin Octavia, noch selbst den ewig nagenden Groll Agrippina's . . .“

„Hab' ich mich schwach gezeigt in dieser Beziehung?“

„Du hast deine Pflicht gethan, so weit es Dir möglich war. Trotz alledem hört man Stimmen, die da behaupten, daß es für das Gemeinwesen vortheilhafter und des römischen Imperators würdiger wäre, wenn er die Kaiserin-Mutter von den Staatsgeschäften etwas zurückdrängen wollte.“

„Das sagt mir Seneca, der mit Agrippina gemeinsam den Claudius Nero erzogen hat?“

„Du verzeihst meine Kühnheit: aber ich kann nicht anders. Gerade die edelsten Männer theilen hier meine Ansicht. Vorläufig hat sich ja Alles noch ziemlich nach Wunsch geordnet: aber ich fürchte, es wird eine Zeit kommen, da uns just Agrippina die Straße verlegt. Sie ist ganz und gar die Verkörperung jener unphilosophischen Weltanschauung, die wir befehden. Wo wir Gleichheit und Gerechtigkeit wollen, gräbt sie die Kluft zwischen Reich und Arm, Vornehm und Niedrig, Frei und Geknechtet zum unausfüllbaren Abgrund aus. Ohne die nazarenische Lehre zu kennen, ist sie ihre glühendste Gegnerin . . .“

Der Kaiser blieb stehen.

„Seneca,“ sprach er mit seltsam gepreßter Stimme, „glaubst Du im Ernste, daß unsre Epoche schon reif ist für die Riesenpläne des Nicodemus?“

„Reif? Wird denn die Alltagsmenge jemals reif zu einer großen geschichtlichen Wandlung? Nur die denkende

Winderzahl arbeitet an der Gestaltung des neuen Ideenkreises: die Mehrheit leistet naturgemäß Widerstand. Aber fragst Du etwa ein wimmerndes Kind, ob ihm der Heil-  
trank wie Honig schmeckt? So misachte denn auch die  
Selbstsucht der Senatoren, die Nichts wissen wollen von  
ihrer menschlich-engen Gemeinschaft mit den Sklaven und  
Kleinbürgern! Sieß' ihnen die brennende Arznei mit  
Gewalt zwischen die Zähne, und sollten sie brüllen wie  
Philoklet!"

„Ja, ja, das wäre an und für sich ein Triumph“  
sagte der Kaiser gedankenvoll. „Ich hasse die Sena-  
toren . . .“

„Mit einigen Ausnahmen. Flavius Scevinius zum  
Beispiel —“

„Und Thrasea Pätus —“ ergänzte der Imperator.  
„Das sind echte Männer und Denker, die ich fast so ver-  
ehre, wie Dich, mein theurer Annäus.“

„Verehere mich nicht, sondern liebe mich!“ sagte  
der Greis.

Nero drückte ihm schweigend die Hand.

„Diese Wenigen,“ fuhr Seneca fort, „werden im  
Kampf uns zur Seite stehn, — und ihr Einfluß wiegt  
schwerer, als die gesammte Unfähigkeit ihrer Standes-  
genossen. Die Philosophie auf dem Throne — das ist  
der größte Gedanke, der je gedacht worden ist. Ich  
glaube ja nicht die frommen, traumhaft-rührenden Fabeln,  
die Nicodemus den phantasiereichen Männern des Orients



nacherzählt: aber ihr Kern ist echt, — und wie die Dinge jetzt liegen, sind sie der einzig mögliche Weg, um dem Volk das Erhabenste aus den Lehren der Stoa und aus dem, was wir selber gefunden haben, zugänglich und begreiflich zu machen.“

Nero machte abermals Halt.

„Daran zweifle ich eben,“ sprach er bedächtig.

„Wie? Nachdem uns gestern noch Nicodemus Bericht erstattet über die Christen in Palästina — über die Schmerzverachtung, die Ruhe, den Todesmuth, den sie im Kampfe mit ihren jüdischen Gegnern bekunden?“

„Ja, theurer Annäus! Ich blieb nicht unberührt von dem gewaltigen Eindruck dieses Berichtes, aber gleichzeitig empfand ich eine dumpfe Beklemmung. Wie soll ich mich ausdrücken? Mir bangt bis in den Grund meiner Seele hinein vor einer Weltanschauung, die das Diesseits völlig entwerthet, die das Schöne und Liebliche als verwerflich betrachtet, nur weil sie fürchtet, seine Lockungen möchten die Seele vom Ewigen, von der Sorge um's Jenseits ablenken. Was soll uns — Dir und mir — dieses farblose Nazarenethum, da wir den Himmel der Nazarener nicht glauben?“

Seneca nagte die Lippe. Dann plötzlich eine majestätische Haltung annehmend, sagte er langsam:

„Ich glaube ihn, Herr! Nicht so freilich wie die zitternden Weiblein, die sich in den Tiefen der Katakomben vor dem Haß unserer Priester und dem Hohne des über-

müthigen Böbels verbergen: aber ich glaube ihn. Unser Empfinden ist ewig; wir sind ein Theil der unsterblichen Gottheit, hier zur Einzelerlöschung verdammt, nach dem Tode jedoch als Individuen erlöschend und zurückströmend in den uranfänglichen Quell des Lichtes.“

„Nach dem Tode! Aber noch leben wir! Muß dies flüchtige Dasein vertrauert werden, um das Zurückströmen in's Unendliche zu ermöglichen? War es nöthig, daß ich Alles verlor, um jenseits des Holzstoßes, der meine Gebeine verbrennen wird, Nichts wiederzufinden als die Fortdauer der ich-losen Allgemeinheit?“

„Was? Was hast Du verloren? Rede, mein Sohn! Ach, ich merk' es seit lange, daß Dich ein Kummer verzehrt, der über die Grenzen unseres Kampfgebietes hinausreicht . . .“

Nero versuchte zu lächeln.

„Du irrst Dich,“ sagte er mit genügender Glaubwürdigkeit. „Nichts Neues ist mir begegnet. Was wir geleistet haben, erfüllt mich sogar mit Befriedigung. Vor Allem unser Edikt über die ausländischen Religionen, — dein Werk, theurer Annäus . . .“

„Das deine,“ wehrte der Staatsminister. „Ich regte nur an, Du aber hast ausgeführt. Und wie hast Du's ausgeführt! Deiner Mutter zum Troß, die, aufgestachelt von ihrem Schleppträger Pallas, die Sache für plebejische Narrheit erklärte; dem Pontifex Maximus und dem Jupiterpriester zum Troß, die voll Inbrunst über

die wachsende Frechheit der orientalischen und ägyptischen Irrlehren declamirten; deiner Gemahlin zum Troß, die stündlich das Hereinwettern der jovischen Donnerkeile befürchtete; aller Thorheit zum Troß, die sich von rechts und links, von oben und unten darwider stemmte. Kein Bewohner der Siebenhügel-Stadt, und sei er ein Sklave, soll fürderhin um seines Bekenntnisses willen verfolgt werden! Kein römisches Vorurtheil soll ihn zwingen, den Göttern des Staates zu opfern! War das nicht ein glorreicher Sieg der Philosophie? . . . Und dennoch trauerst Du?“

Das Antlitz des Imperators hellte sich auf.

„Ja, Du hast Recht,“ sprach er, dem Staatsminister die Hand reichend. „Ich könnte zufrieden sein. Dies und Anderes haben wir durchgeführt, zwar nur Vorbereitungen, tastende Vorbereitungen, aber doch immerhin Kühnliches und Erhebendes. Die Herrschaft der Pflicht — das Wort schon klingt wie göttliches Lubengeschmetter; es leihet die Kraft des Verzichtens, der Selbstverleugnung. Aber ich bin ein sterblicher Mensch, der leihet und oft in seine Schwäche zurückfällt . . . Es beschleht mich im Traum wie im Wachen: das heiße, ungestillte Verlangen nach Glück . . .“

„Das Glück beruht in der Erfüllung des Sittengesetzes,“ sagte der Staatsminister.

„Ich erfülle das Sittengesetz — aber das Glück durchdringt nicht das Gewölk meines Lebens.“

„Was in aller Welt kannst Du entbehren? Du, der Cäsar, der Philosoph, der Gatte der schönen, liebevollen Octavia, die für Dich sterben würde, — obschon sie Dir nach ihrer Art Opposition macht . . .“

„Wäre es das nur! Opposition! Denkst Du, ich bin so unduldsam? Ihre Meinung zu äußern, hat sie als Kaiserin und Gemahlin das Recht. Allerdings, ich bekenne Dir, es überrieselt mich frostig, wenn ich des Abends im Thalamus noch Erörterungen höre über den Groll des allmächtigen Jupiter . . . Aber wär' es auch anders, stünde sie auf der Seite der Freiheit: ich hätte doch keine Raft. Ich weiß nicht, was mich von hinnen treibt. Oft ergreift's mich wie Mitleid: ich komme mir vor wie ein großer Verbrecher, daß ich ihr die unsäglich gute nicht danken kann: und dennoch —; es ist mein Unheil.“

„Du liebst sie nicht,“ sagte der Staatsminister bedrückt.

Nero seufzte.

„Liebe — Liebe! — Ich denke, die Liebe reißt den Menschen mit fort, wie ein Wirbelwind . . . Man fühlt sich betäubt, man möchte vor Sehnsucht dahinsterven, und dennoch regt sich's in allen Adern wie Feuer . . .! Kein anderer Gedanke hat Raum in der zerspringenden Brust, als sie! — Sie! — Um ihren Besitz gäbe man Alles, Alles dahin, — selbst den Thron, selbst die weltbeglückende Weisheit der Stoa . . .“

Mit jeder Silbe war der Cäsar lebhafter, leidenschaftlicher, wilder geworden. Er drückte die Faust wider

die Brust, als habe er da drinnen einen tosenden Sturm zu händigen.

„Du hast so geliebt!“ raunte der Staatsminister, wie von plötzlicher Offenbarung erleuchtet.

„Ja! Einmal soll es gesagt werden! Ich habe geliebt! Ein blondes, süßes, himmlisches Mädchen — Acte, die Freigelassne des Nicodemus! Weh' mir! Mein Glück ist zertrümmert, noch eh' ich's genossen habe! Diese liebe, angebetete Acte — ich schwöre Dir's bei der Grabstätte meines unvergeßlichen Vaters Domitius — wäre Kaiserin geworden, hätte ein blödes, unbegreifliches Schicksal uns nicht frevelhaft auseinandergerissen!“

„Wie? Eine Freigelassene auf dem Fürstenthum des Palatiums?“

„Du widersprichst dem obersten Grundsatz deiner Philosophie,“ sagte der Cäsar, „wenn Du in so verwundertem Tone die Frage aufwirfst. Ich wiederhole Dir's: die Abmachungen des Kaisers Claudius hätte ich aufgelöst; Octavia würde sich bald getröstet haben, und Acte, die Einzige, Unvergleichliche, wäre mein Weib. Klatsche doch Beifall, Seneca! Die Nazarenerin auf dem Throne, — das wäre der kühnste Schritt zur Verwirklichung deiner gesellschaftlichen Revolution!“

„In der That,“ stammelte Seneca . . . „Aber ich fürchte . . .“

„Leider, leider hast Du gar Nichts zu fürchten,“ fiel der Cäsar ihm in die Rede. „Rom's Kaiserin heißt

Octavia — Acte ist ausgelöscht, wie ein längst verglommene Meteor, und Nero hat glücklicher Weise gelernt, seine Träume zu zügeln. Laß uns jetzt diese verderbliche Wanderung beschließen! Heute will ich den Ernst des Daseins vergessen und Epikuräer sein. Flavius Scevinius, wenn er den Kaiser zu Gaste lädt, erwartet mit Recht einen gut gelaunten Gesellschafter.“

„Wie Du befehlst. Ich eile mich umzukleiden.“

---

## Sechstes Kapitel.

**A**nderthalb Stunden später herrschte vor dem Vestibulum des Kaiserpalastes ein großes Gedränge. Die Soldaten der Leibwache, die hier, den Speer im Arme, aufgepflanzt waren, hielten die neugierbeseelte Volksmasse nur mit Mühe zurück. Die Stufen und Sockel der benachbarten Tempel waren dicht mit Menschen besät; halbwüchsige Gesellen hatten die vergoldeten Standbilder erklettert; sogar zwischen den hohen Colonnen der palatinischen Vorhalle tauchten schaulustige Gesichter auf.

„Sie kommen!“ rief plötzlich eine jubelnde Knabenstimme.

Nun ging ein Murmeln durch die erregte Menge, wie unmittelbar vor dem Beginn eines sehnlichst erwarteten Schauspiels.

Zum ersten Male seit seiner Verbindung mit der jugendlichen Octavia sollte der Kaiser in feierlichem Gepränge durch die Straßen der Siebenhügelstadt ziehen: der Senator Flavius Scebinus gab zu Ehren des hohen Paares ein glänzendes Festgelage.

Zwei Militärtribunen in silbernen Harnischen ritten langsam voraus. Dann folgte eine halbe Manipel prätorianischer Krieger, flammrothe Federbüsche über den blitzenden Helmfirsten; hiernach dreißig Sklaven in goldgestickten Gewändern, jeder zwei unangezündete Fackeln tragend. Die Speere der Krieger wie die Fackeln der Sklaven waren mit Rosen umwunden.

„Die Kaiserin=Mutter!“ ging es durch die Reihen des Volkes . . .

Allgemeines Erstaunen.

„Wie? Auch hier beansprucht Agrippina den Vortritt?“

„Unglaublich!“

„Das mochte wohl angehen, solange der Cäsar noch unvermählt war.“

„Es ist verlegend für die erlauchte Octavia.“

„Hüte Dich, Cajus! Und Du vor Allem, fetter Sempronius! Es wimmelt hier von Spionen.“

„Spione! Was soll das uns? Wir vertheidigen nur die Rechte des Imperators.“

„Und die römische Sitte.“

„Der verklärte Augustus hätte das niemals geduldet.“

„Nero liebt seine Mutter.“

„Beim Herkules, wenn er wüßte —“

„Still doch! Willst Du Dich um den Kopf bringen?“

So oder ähnlich raunte man beim Erscheinen der



Brunkfäuste, die auf den Schultern der allbekanntesten Sigambrier würdevoll und elastisch zugleich einhererschwebte.

In den üppigen Polstern lehnte, außer der Fürstin, ihre Hofdame, die Hispanierin Accronia.

Raum zwanzig Jahre alt, schien dieses eigenthümliche Mädchen die Welterfahrung einer Matrone mit der harmlosen Albernheit eines Kindes zu paaren. Bald glänzte in ihren meergrünen Augen die bedenklichste Pfiffigkeit; bald wußte sie ihren breiten, sinnlichen Mund so dumm-schmollend aufzuwerfen, daß selbst ein Skeptiker an ihre Unschuld geglaubt hätte. In ihrem Verkehre mit Agrippina sprang sie vom Ton einer Freundin ganz unvermittelt in den der unterwürfigsten Sklavin über; dabei hatte man das Gefühl, als sei es ihr weder Ernst mit der Sklavin, noch mit der Freundin. Das Schönste an ihr waren die wallenden, brandrothen Haare, die schneeige Hautfarbe und die glänzenden Zähne, die, wenn sie lachte, ihrem Gesichtchen etwas Angenehm-Pantherartiges liehen. Jedenfalls war die Kaiserin-Mutter von ihrem Umgang höchlich erbaut: die Hispanierin Accronia war wohl die Einzige, die noch niemals ein ungnädiges Wort von ihrer Herrin vernommen hatte.

Agrippina, wie sie so in den Polstern zurücklag, und das perlengeschmückte Haupt in die Hand stützte, sah hoheitsvoller, gebieterischer und zuversichtlicher aus, denn je. Die Selbständigkeitsgelüste Nero's, der sie vor einigen Monaten mit dem Duldnungs-Edikte so unangenehm überrascht hatte,

schienen mehr und mehr wieder zu ebbem. Seit lange hatte er nichts Ernstliches unternommen, ohne sie einzuweisen, ihren Rath zu begehren, ihre Ansicht fast wie Befehle zu achten. Das Edikt war offenbar eine flüchtige Laune gewesen; sie wollte nicht daran rütteln; ein erneuter Versuch ihrerseits hätte den fast schon erstorbenen Gegentrieb vielleicht wieder wach gerufen. So, wie die Dinge jetzt lagen, durfte sie gründlich zufrieden sein. Die Ehrerbietung des Sohnes vor ihrer geistigen Ueberlegenheit war kaum erschüttert . . . Selbst Seneca schien wieder die Thatsache anzuerkennen, daß eine heilsame Politik ohne das unbestrittne Primat der Kaiserin-Mutter unmöglich sei, — und vor Allem hatte sie ja den Führer der Prätorianer auf ihrer Seite, den redlichen Burrus, der da im Nothfall ein energisches Wort mitreden konnte. Burrus war in der letzten Zeit noch tiefer in ihre Neze verstrickt worden; sie meinte, er sei jetzt geradezu toll verliebt in seine Gebieterin, obgleich sie ihn mit wirklichen Huldbezeugungen äußerst knapp hielt.

Unmittelbar hinter der Sänfte der Kaiserin-Mutter schritt ihr Verwalter und Privatsekretär Pallas, von zahlreichen Sklaven umringt.

Er trug um den Hals eine kostbare Ehrenkette, das jüngste Geschenk seiner mächtigen Gönnerin.

Was man dem weltverachtenden Weibe auch vorwerfen konnte: Undankbarkeit gehörte nicht zu ihren Sünden und Fehlern.

Pallas war es gewesen, der dem verwittweten Kaiser Claudius den Rath ertheilt hatte, Agrippina zum Weibe zu nehmen.

Der überängstliche Fürst, dem die grauenhaften Excesse seiner vor kurzem erst hingerichteten Ehefrau Messalina noch wie frisch erduldeten Schand- und Brandmale auf der Stirne glühten, sträubte sich anfangs von Herzen: Pallas jedoch ließ nicht nach; denn Agrippina, damals von scheinbarer Sittenstrenge, dünkte ihm wirklich die geeignetste Gattin für den haltlosen Kaiser, — und zudem hatte sie ihm so wunderherrlichen Lohn verheißen, daß er nicht nur die Heirath durchsetzte, sondern auch die feierliche Adoption ihres Sohnes aus erster Ehe: des damals noch im Knabengewande spielenden Nero.

Diese Liebesdienste vergaß sie ihm nicht. Pallas, von den Aristokraten seiner unfreien Geburt wegen heimlich mißachtet, auch dem Nero wenig sympathisch, spielte gleichwohl durch die Gnade der Kaiserin-Mutter eine gewaltige Rolle.

Der Senat knirschte zwar vor Entrüstung, aber er fügte sich und erkannte dem Gunstbestrahlten bei mehr als einer Gelegenheit glänzende Ehren zu, amtliche Danksagungen für Dienste, die er dem Staate geleistet, ja einmal sogar, als er erkrankt war, öffentliche Gebete für seine Genesung.

Agrippina vollends beglückte ihn mit dem reichsten Schatz ihrer Huld. Sie schenkte ihm Landgüter, Willen,

Paläste, Sklaven, Kleinodien, — und was ihm jetzt so gülden um den nervichten Hals gleißte, war vielleicht die zarteste und schmeichelhafteste ihrer Gaben: denn jedes Glied dieser Prachtkette trug in verschiedenartiger Auffassung das Bildniß der Spenderin.

Pallas galt für einen der wenigen Männer am Hofe, deren Lebenswandel so ziemlich untadelhaft war.

Sein Verhältniß zur Kaiserin blieb frei selbst von den oberflächlichen Galanterien, wie sie Afranius Burrus in Scene setzte.

Vor Jahren war Pallas vermählt gewesen; sehr bald aber hatte er seine Frau, eine sanfte, schmiegsame Griechin, durch einen schrecklichen Tod verloren.

Von da ab lebte er nur noch seinem Berufe, der darin bestand, die Interessen der Kaiserin-Mutter nach allen Richtungen hin zu vertreten.

Ein Versuch der Fürstin, ihren getreuen Pallas mit der Hofdame Acerronia zu verheirathen, scheiterte mehr noch an der ruhigen Abneigung des besonnenen Mannes, als an der leidenschaftlichen Unart der rothhaarigen Pantherkage, die als Tochter eines cordubanischen Ritters mit Geringschätzung auf den Freigelassenen herabsah, und dreist genug war, ihm in Gegenwart Agrippina's die unverbündlichsten Dinge zu sagen.

Auch im Uebrigen blieb der Vertraute der Kaiserin unberührt von Allem, was sich ihm nahen mochte; denn nicht sämtliche junge Mädchen von freier Geburt theilten

die Anschauungen Accerronia's. Pallas jedoch sehnte sich ganz und gar nicht nach einer neuen Verbindung. Seine sanfte Andromeda hob sich zu schroff ab gegen die klug berechnenden Römerinnen.

Diese Stimmung beherrschte ihn, bis er an jenem Nachmittage die blond-rosige Acte erblickte.

Nun plötzlich schien der kaum für möglich gehaltne Ersatz gefunden. Noch einmal erwachte im Herzen des Dreiundvierzigjährigen ein volltöniger Nachklang jener Begeisterung, die ihn damals ergriffen, als er am Strande von Stabiä zum ersten Mal die wunderholde Gestalt der jungen Hellenin gewahrte. 'Jetzt oder nie!' rief es in seiner Seele. Er entsann sich des alt-etrurischen Liedchens vom Dornbusch, der längst an sich verzweifelt hatte, und dennoch Rosen trug . . . Und er lächelte nicht ob dieser poetischen Anwandlung, sondern gestand sich, daß er erst jetzt den Sinn dieser oft gesungenen Verse richtig erfaßt habe.

Er sah dann Acte wieder — ohne daß sie die Gegenwart eines Bewunderers ahnte — bei Nicodemus; und hiernach zwischen den Vorbeerhecken des Marsfeldes, wo er seine Empfindungen offenbarte. Dann mit einem Male war sie verschwunden, — Proserpina, die plötzlich von dem Herrscher der Finsterniß hinab in die Tiefe gezogen wird . . .

Ihre Ablehnung war deutlich genug gewesen. Pallas konnte nur annehmen, daß sie um seinetwillen die Flucht

ergriffen. ‚Der Gefürchtete‘ — so hatte sie ihn gleich zu Anfang genannt — und daß sie Angst vor ihm hegte, sinnlose Angst, das bewies sie jetzt durch die That.

Unfägliche Bitterniß war ihm in's Herz gezogen.

Von der weiblichen Hoheit ihres Wesens besiegt, hatte er, der gewaltige Pallas, dieser unglaublichen Thörin sofort Hand und Herz zum dauernden Bündniß geboten, anstatt, wie sie selbst dies vorausgesetzt hatte, nur ihre Gunst zu erstreben: sein ehrlichstes Verlangen jedoch wirkte so abscheu-erregend, daß sie das Weiße suchte wie vor dem Hauche eines Verpesteten!

Sie floh vor ihm, sie ließ Alles im Stich, weil sie besorgte, er möchte Gewalt brauchen!

Erbärmliche Niederlage! Qualvolle, unbeschreibliche Demüthigung!

Der Gedanke an dieses Erlebnis hatte ihm wochenlang die Brust zusammengeschnürt. Diese lichtstrahlende Acte verlieren zu müssen, — und sie so zu verlieren: es überstieg alles erträgliche Maß!

Von Acte's wahren Beweggründen hatte er nicht die leiseste Ahnung. Denn daß der Cäsar mit so energischem Eifer nach ihr geforscht hatte, hielt er für eine Rücksicht auf Nicodemus, der mit Seneca fast ja befreundet war. Hätte Pallas die Wahrheit gewußt, er würde gerast haben wie Ajax, da ihm die Götter den Geist umnachteten.

Jetzt, hinter der Sänfte seiner Fürstin einherschreitend,

von dem prunkenden Troß der palatinischen Sklaven umringt, ein Gegenstand offenen und heimlichen Neides für so viele Tausende, hatte sich Pallas mit der Enttäuschung zurecht gefunden. Er trug das ausdrucksvolle, energische Haupt hoch; er fühlte sich ganz und gar in der Rolle als Schöpfer der agrippinisch-neronischen Dynastie. Dennoch schien er etwas gealtert. Wenn ein tüchtiger Mann, der Jahre hindurch nichts gefühlt hat, als die Lust am Gedeihen seiner Arbeit, plötzlich von einer unüberwindlichen Neigung und gleich darauf vom Weh über den Untergang jeder Hoffnung ergriffen wird, so läßt das tiefere Spuren zurück, als selbst die leidenschaftlichsten Stürme des Jünglingsalters.

Der Geleitschaft der Kaiserin-Mutter folgte die goldne Lectica des Imperators und seiner Gattin Octavia.

Auch dieser Sänfte schlossen sich dreißig Fackelträger und eine halbe Manipel der Leibgarde an, befehligt von dem Agrigentiner Sophonius Tigellinus.

Auf seinem prachtvollen kappadocischen Kapphengst ritt der zündende Cavalier unmittelbar neben der jungen Gebieterin. Das Pferd war, angesichts der brausenden Menschenmenge, ein wenig unruhig, was dem Agrigentiner nicht nur die erwünschte Gelegenheit gab, seine ausgezeichnete Meisterschaft als Reiter und Bändiger in's gehörige Licht zu setzen, sondern auch ab und zu unter den tief-schwarzen Wimpern hervor nach Octavia zu blicken, die

leise erröthend ihr Antlitz neigte, zum Gegengruß für die begeisterten Volksmassen.

„Sie ist schön,“ dachte der Herzeneroberer aus Agrigentum, „schön wie Diana; aber ich fürchte, auch ebenso streng . . . Und er liebt sie nicht, mein weltbeherrschender Nero! Unbegreiflich! Einfach absurd! Ich glaube, hätt' ich im Anbeginn meiner Lebensreise ein Mädchen geschaut wie diese Octavia — ich wäre niemals der unersättliche Sünder geworden, der jetzt hier so brillant seinen Kappen zügelst. Eine tolle Geschichte, die Biographie des würdigen Tigellinus, — und im Grunde: ewig die nämliche Feier! So in jeder blühenden Frauengestalt die himmlische Aphrodite zu suchen und doch nur immer ein klägliches Bruchstück zu finden, ein schwaches Echo der göttlich-rauschenden Melodie — das wirkt nachgerade ermüdend. Bei der Epona, mir kommt so manchmal die dumme Idee, als spiele man bei der Komödie eine recht lächerliche Figur! Hier zum ersten Male . . .! Dreister, titanenhafter Gefelle, kennst Du deinen Homer nicht? Nun, König Zion hatte die Sache wohl etwas ungeschickt angefangen . . . und . . . Pah, sie ist wirklich die babylonische Rose, — nicht zu vergleichen mit all' den Blumen und Blümchen, die ich bis dahin vom Strauche gepflückt, — und den Helden lockt Heldenhaftes!“

Die junge Kaiserin war in der That eine Frauenerscheinung, wie sie den leicht entbrannten Agrigentiner



verblüffen durfte. Früher von heiterer, lebensfroher Gemüthsart, schaute sie jetzt — im Widerspruch zu ihrer milden, weichen Gesichtsbildung — außerordentlich ernst und gemessen drein. Ueber den langen bräunlichen Wimpern, die sie meistens gefenkt hielt, lag ein Schatten von Trauer. Schweigsam lehnte sie neben dem jungen Gemahl, dessen bleiches, marmornes Antlitz ihr eignes geheimstes Wesen seltsam zu spiegeln schien.

Diese plastische Ruhe der beiden Ehegatten und der eigenthümliche Hauch innerer Fremdheit, der sie umschwebte, mußte ein tiefer blickendes Auge geradezu peinlich berühren. Offenbar hatte das Schicksal hier zwei Herzen an einander geknüpft, die, beide von edler Veranlagung, sich gleichwohl in ihrem Denken und Fühlen durchkreuzten. Nero, die phantastisch-lebenswilde Natur, deren Uebersprudeln nur auf künstlichem Wege zurückgedrängt wurde, Nero, der Abtrünnige, Nero, der Mann der inneren Stürme und Kämpfe — wie paßte er zu der klar-gefesteten, frommen Octavia, deren Gemüth in dem alt-vererbten Glauben der Väter selig ward, die jeden Zweifel ihres Gemahls mit einem Seufzer des Mitleids, einem Lächeln der Zubericht und der Hoffnung beantwortete?

Wenn Claudius Nero einen schweren Entschluß gefaßt, Großmuth geübt oder sonst einen Sieg über sich selber errungen hatte, so fand Octavia das Alles nur selbstverständlich.

Wie konnte man schwanken, wo die Dinge so hell und so offen da lagen? Ein edler Mensch fand hier den Weg ja im Dunkeln . . .

Nero fühlte bei solchen Reden seiner Gemahlin ein sonderbares Gemisch widerspruchsvoller Empfindungen: Groll, Bewunderung, Scham — vor Allem aber ein trotziges Mißbehagen, das zuweilen die Färbung eines beginnenden Hasses annahm.

„Heil dem Kaiser!“ klang es jetzt von Neuem durch die jauchzende Menge. „Heil der Kaiserin, unserer süßen Octavia!“

Nero, tief Athem holend, blickte zu seiner jugendlichen Gefährtin hinüber. Er versuchte zu lächeln . . . Sie schaute eine Sekunde lang auf, um wieder den träumerisch-müden Blick seufzend niederzuschlagen.

In der That, sie schien gleichgültig zum Erschrecken. Und so war sie von je, dachte der Kaiser.

Nicht einmal am Tage der Hochzeit hatte sie jene holde Erregung gezeigt, die selbst ein unschönes Mädchen bräutlich verklärt. Starr und stumm war sie geblieben, die Statue Pygmalions vor ihrer Beseelung durch Aphrodite.

Wie anders Nero! Beim Zeus, er hatte sie niemals geliebt; — und dennoch, als nun die Thüre des Thalamus friedlich geschlossen war, als er das jugendblühende Weib vor sich erblickte, zauberisch vom Purpurschimmer der Ampel umflossen: da hielt er seine bisherige

Gleichgültigkeit für ein Märchen, da schien sie ihm hold und begehrenswerth, wie kaum die Helena dem zärtlichen Alexandros. Er setzte sich auf den Löwenfüßigen Goldsessel, zog sie stürmisch zu sich heran und flüsterte sehnsuchtsvoll:

„Laß uns glücklich sein, süße Octavia, glücklich ein langes Leben hindurch!“

Mit flammenden Küßen überfluthete er das liebliche Angesicht, die kostonduftigen Haare, die schneeigen Schultern . . .

Sie aber, von der ihm die Freigelassene Nabonia — ihre Vertraute — so oft betheuert hatte, daß sie vor Liebe zu ihm vergehe, sie, die ‚zärtliche Braut mit den leuchtenden Rehaugen‘, schien bei all’ seinen trunkenen Betheruerungen nach wie vor das leblose Marmorbild.

Wenn sie sich noch gesträubt hätte! Aber sie wehrte ihm nicht; sie that nicht verschämt; — sie erlaubte nur seine Lieblosung, ohne Gefühl, ohne den leisesten Hauch von Glückseligkeit.

Nero verlor so gleich am Anfang den Glauben an ihre Neigung. Sie schien ihm höchstens die Empfindung einer Schwester zu hegen. Er war nicht Heuchler genug, um ihr seinerseits auf die Dauer verbergen zu können, daß er noch weniger fühlte. Der Miß war unheilbar. Nur nach außen hin wahrte man noch den Schein.

Auf die Geleitschaft des Kaiserpaares folgte der angesehenste und vertrauteste Sklave des Imperators, der

sechsendreißigjährige Phaon. Um den wohlgebildeten, sympathischen Mund spielte ein Zug von Reckheit, der dem stattlichen Manne etwas Jünglingshaftes verlieh. Dieser Phaon schien die großen Fragen der Existenz nicht allzu düster zu nehmen. Seine Philosophie mochte die des Horaz sein: „Pflücke das Heute und hoffe möglichst wenig von dem, was da kommen soll!“

Neben dem Oberflaven schritten fünf oder sechs andre Bedienstete, perlen geschmückte Kästchen von Citrusholz vor sich her tragend. In diesen Behältnissen waren allerlei Kostbarkeiten verpackt — Geschenke des Kaisers für die Gemahlin und die Töchter des Flavius Secebinus.

Den Schluß des Zuges machte die Sänfte des Seneca. Zahlreiche Hofbeamte und Prätorianer umringten sie. In ihren Polstern saß, außer dem Staatsminister, der Oberst der Leibwache, Afranius Burrus.

Das Volk begrüßte die allbeliebten Männer mit jubelnden Zurufen.

„Heil den Dioskuren des Reiches!“ klang es vielhundertstimmig.

„Seneca lächelt!“ sagte ein greiser Client. „Seht, er lächelt wie Einer, der im Triumphe einherzieht! Kein Zweifel, er hat günstige Nachrichten von der Grenze! Die Schatten sind seiner Staatskunst erlegen, die Schatten, die das Schwert nicht besiegen konnte.“

„Glaube das nicht!“ versetzte ein Hüne mit flachsblondem Haupthaar. „Die Schatten sind eben so klug im

Rathe, wie tapfer im Kampf. Aber Freundschaft wollen sie halten mit Rom und Frieden, und deshalb entsenden wir nächstens die vornehmsten unserer Edelinges, auf daß sie den Cäsar begrüßen und im Namen der Uebrigen mit ihm verhandeln.“

„Das ist auch Triumph,“ sagte der Römer. „Ich wußte es ja: Seneca lächelt. O, diese Blüthe der Philosophie! Wahrlich, die Toga ist immer noch mächtiger als die Waffen!“

„Denkst Du?“ frug der Germane. „Burrus, wie er so dreinschaut, mahnt mich an's Gegentheil.“

Die beiden Charakterköpfe — der unüberwindliche Denker und der straffe, entschlossene Krieger — gaben dem ernstesten Beobachter wirklich ein Räthsel auf. Seneca — blaß, ruhig, die gewaltige Stirne kahl und gefurcht; Burrus, das Antlitz geröthet, wie nach dem zwanzigsten Becher, muskelftark, beinahe derb — welcher von diesen Zweien hielt das Schicksal des Reiches zwischen den Händen? Seneca, der die jahrtausendalte Vergangenheit stürzen wollte? Burrus, der sie als Kampfgenosse der Agrippina vertheidigen mußte?

Ober stand es vielleicht in den Sternen geschrieben, daß keiner von Beiden für die Entwicklung der Dinge den Ausschlag gab? Für denjenigen, der Solches vorausgesehen hätte, wäre die selbstbewußte, beinahe welthistorische Sicherheit in den Mienen des ungleichen Paares über alle Beschreibung komisch gewesen.

. . . So bewegte sich der festliche Kaiser-Zug langsam und feierlich über die Via Sacra, dem querquetulanischen Thore zu . . . Ein Blühen und Leuchten ging durch die Luft, ein Odem des Frühlings, als huldige selbst der allgütige Jupiter dem irdischen Abbild seiner unendlichen Herrschergewalt.

---

## Siebentes Kapitel.

Flavius Scevinus empfing die kaiserliche Familie und ihr Gefolgschaft am Vestibulum.

Während die Kaiserin-Mutter, den palla-verhüllten Arm ihrer Hofdame Accronia berührend, stolz aus der Sänfte stieg, zogen die stämmigen Prätorianer langsam durch den bilbergeschmückten Thürweg. Ohne die Rosengewinde, die sich — eine poetische Abmilderung — um die Helme und Speere flochten, hätte die Sache beinahe den Eindruck einer kriegerischen Befehung gemacht.

Als der greise Senator Flavius Scevinus über den ungewohnten Vorgang zu staunen schien, sagte sie lächelnd:

„Unsere Krieger sollen das Freudenfest, das Du geplant hast, verschönern helfen. Nichts dünkt mir herrlicher und gewaltiger, als der harnischklirrende Ares zwischen den Blüten des Frühlings. Ich bitte Dich, frei über die Mannschaften zu verfügen. Mische sie unter die Sklaven; gruppire sie bei den Festspielen; stelle den Gästen, oder einigen, die Du auszeichnen willst, Ehrenwachen, — ganz

nach Belieben! Die Leute sind angewiesen, rüchhaltslos zu gehorchen.“

Flavius Scevinus, von der meisterhaften Verstellungskunst Agrippina's ein wenig getäuscht, suchte sich einzureden, es handle sich in der That nur um eine huldvolle Aufmerksamkeit.

Bald jedoch zerfloß dieser Selbstbetrug. Um das üppig gerundete Kinn der Kaiserin spielte ein kaum bemerkbares Zucken, ein Flimmern der Ironie, und Flavius erkannte nun, was er gleich von Anfange an hätte voraussetzen dürfen.

Agrippina, durch zahlreiche Späher bedient, wußte, daß Flavius Scevinus ein ausgesprochener Feind ihrer Herrschergelüste war, daß er sogar mit anderen hervorragenden Senatoren, wie Barea Soranus, Piso und Thrasea Pätus mehrfach über die Mittel und Wege verhandelt hatte, ihren übermächtigen Einfluß zu brechen.

Da sie selbst nun in der starren Vertheidigung ihrer Stellung vor keinem Frevel zurückschrecken würde — ihre Vergangenheit, die nur noch für Claudius Nero und dessen Gemahlin Geheimniß war, bürgte dafür — so gewärtigte sie von den Gegnern die nämliche ‚Bündigkeit‘ der Entschlüsse. Wenn sie denn wirklich hier die Höhle des Löwen Flavius betreten mußte, so wünschte sie die Gewißheit einer heilen Zurückkunft.

Während sich Agrippina jetzt zu Metella, der Gattin des Flavius Scevinus, wandte, und sich, voll von jener



majestätischen Gönnerschaft, die ihr eigen war, nach dem Befinden der Edelbame erkundigte, begrüßte der Hausherr den Imperator und die jugendliche Octavia.

Es war Sitte, daß der römische Cäsar die Senatoren bei solcher Gelegenheit küßte. Nero jedoch wußte dieser bedeutungslosen Ceremonie eine Innigkeit aufzuprägen, die allem Volke verkündete: „Diesen Mann verehere ich wie ein Sohn!“

Der sanften Octavia küßte Flavius Scevinus die Hand. Sein Auge strahlte, als die erröthende Frau einige Silben der Artigkeit an ihn richtete. Octavia war von jeher sein Liebling gewesen. Er ahnte nicht, daß sie litt; er hielt ihre Ehe mit Nero für das Urbild stiller Glückseligkeit.

Mit herber Verbitterung nahm Agrippina wahr, wie sich Flavius Scevinus von dem jungen Paare nicht trennen zu wollen schien, während Metella bereits die Worte sprach:

„Herrscherin Agrippina, — wenn Dir's genehm ist, laß uns eintreten!“

Trotz der mangelnden Wohlgefinntheit des Flavius hatte es Agrippina für selbstverständlich gehalten, vom Hausherrn geleitet zu werden, und nicht von Metella, dieser grobknochigen, frühgealterten Krämerstochter — (in Wirklichkeit entstammte sie einer der angesehensten Rheder-Familien von Ostia) — dieser Plebejerin, die als halb-wüchsiges Mädchen alte Segel geflickt hatte, jetzt aber den

Kopf in dem Nacken trug, als sei ihr die purpurgeränderte Toga ihres zukünftigen Ehegemahls in der Wiege schon prophezeit worden.

Agrippina bezwang indeß ihren Unmuth, versuchte zu lächeln und schritt hoheitsvoll durch den Thürgang.

Das große korinthische Atrium des Flavius Scevinius war bereits von einer glänzenden Schaar vornehmer Gäste erfüllt. Senatoren mit ihren Frauen und Töchtern; Ritter, die sich im Staatsdienste oder als Rechtsbeistände hervorgethan; der Pontifex Maximus; die Priester der drei obersten Gottheiten; der Stadtpraefect; mehrere süditalische Großgrundbesitzer; einzelne Klienten von bevorzugter Stellung —: das Alles mischte sich in dem halb überdeckten Raum bunt durch einander.

Nur wenige Schritte vom Ostium entfernt stand eine mittelgroße Männergestalt von überraschender Klarheit und Sicherheit. Das geistvolle Auge gemahnte an Seneca; Antlitz und Haltung jedoch verriethen in höherem Grade, als bei dem Staatsminister, die Fülle einer unwankenden Willenskraft.

Dieser bedeutende Mann war Thrasea Pätus, der grimme Beurtheiler Agrippina's, der glühende Patriot, der seine ganze Hoffnung auf den Regierungsantritt Nero's gesetzt hatte, und der nun erleben mußte, wie die ehrfurchtige Kaiserin-Mutter trotz aller offenen und heimlichen Gegenströmungen dennoch den Staat im Wesentlichen nach ihrem Geschmacf lenkte, die Käuflichkeit und Verderbtheit

allenthalben begünstigte, die einflussreichsten Aemter mit ihren besten Creaturen besetzte und selbst den Staatsminister nur um deswillen duldete, weil die Einseitigkeit seiner Philosophie den jungen Kaiser zur Bethätigung wirklich praktischer Kräfte untauglich machte.

Beim Erscheinen der Kaiserin-Mutter neigte Thrasea Pätus kaum bemerklich das Haupt. Dem jungen Paare jedoch eilte er lebhafter noch als vorher Flavius entgegen, hielt die schlanke Apollogestalt des Kaisers lange umschlungen und küßte ihn dreimal weisevoll auf die Stirne.

Octavia schien beim Anblick dieses edelsten aller Römer lebhaft ergriffen. Ihr Busen hob sich und senkte sich stürmisch, als vergesse sie jegliche Selbstbeherrschung. Wehmüthig-schwärmerisch weilte ihr Blick eine Sekunde lang auf den Zügen ihres Gemahls. Niemals war er so schön gewesen, so unvergleichlich. Sie hätte ihm zurufen mögen: „Alle Herrlichkeit dieser Erde wollte ich dafür hingeben, wenn Du dereinst als Fünfzigjähriger auf ein Leben zurückschauen könntest, wie dieser Thrasea!“

Nachdem die erlauchten Ankömmlinge hier und dort noch einige Worte mit den Bevorzugtesten unter den Gästen gewechselt hatten, gab ein lustiges Trompetengeschmetter das Zeichen zum Beginne des Festmahls.

In Paaren gereiht, wandte sich die Gesellschaft nach dem Cavadium, wo der Hausverwalter unter dem tief blauen Frühlingshimmel zwei lange Festtafeln aufgestellt hatte.

Rings an der dorischen Colonnade brannten in erzgetriebenen Haltern manns hohe Fackeln, deren wirzige Rauchwolken sanft gekräuselt in die beginnende Dämmerung emporstiegen. Kleinere Lichter glänzten auch oben vom Gesimse des Daches.

Die Tafeln selbst konnten bei dieser taghellen Beleuchtung der üblichen Bronzelampen entbehren. Um so üppiger glänzte ihr Blumenschmuck. Rosen- und Veilchengewinde schlangen sich duftend um die silbernen Mischkrüge, um die kostbaren Murrhagesäße und die kunstvollen Schaugerichte. Für die Stirnen der Festtheilnehmer lagen dreihundert schwellende Kränze bereit. Rosenblätter und zerpfückte Narcissen überdeckten, so weit das Auge reichte, den Fußboden. Sämmtliche Säulenschäfte waren mit Ephen und Acanthus umwunden.

In kurzer Frist waren die Gäste vertheilt, dank der großen Gewandtheit der Oberflaven und ihrer Gehülfen. Während vom Garten her eine schmelzende südhispanische Weise erscholl — ‚Schlummerst Du?‘ war sie betitelt — gossen die Sklaven und Sklavinnen aus etruskischen Henkelkrügen goldnes Besubgewächs in die mattglänzenden Becher.

Den Ehrenplatz an der Spitze der linken Tafel — vom Atrium aus gerechnet — hatte die Kaiserin-Mutter.

Ihr zur Rechten lehnte Afranius Burrus, der Oberst der Leibwache; auf der anderen Seite Flavius Scevinus, der Hausherr. — An der Spitze der zweiten Tafel thronte

der Imperator zwischen Octavia und der Gemahlin des Hausherrn. — Eine querlaufende Verbindungstafel, wie dies sonst üblich war, fehlte.

Da nur die äußeren Seiten der Tische mit Speisefophas bestellt waren, die inneren aber, nach römischer Sitte, frei blieben, so hatte Flavius und seine Gattin Metella keine Seitennachbarn.

Die Reihe der Gäste schloß sich vielmehr drüben an Burrus, hüben an die Gemahlin des Imperators.

Und zwar folgte bei Octavia zunächst der Stoiker Thrasea Pätus; hiernach eine reiche Aegypterin, Epicharis mit Namen; dann der Staatsminister Annäus Seneca; und links von ihm die vierzehnjährige Frau eines Senators.

Thrasea Pätus wandte sich gleich beim Beginn des Mahles, das mit lucrinischen Austern und asiatischen Meertulpen eröffnet wurde, der jungen Kaiserin zu.

Octavia hatte nur ein unbedeutendes Wort an ihn gerichtet, eine höfliche Frage wegen der jüngst in Scene gegangenen Circusspiele, die ganz Rom in fieberhafter Erregung hielten: denn immer noch war es nicht ausgemacht, ob der tausende Fulgur des Tigellinus gesiegt hatte, oder die Flava des Anicetus. Ein Ausschuß war niedergesetzt worden zur Erledigung dieses weltbewegenden Streites. Zeugen wurden verhört, als handle es sich um einen Proceß wegen Steuererpressung. Die meisten Aussichten hatte bis jetzt Anicetus, was die Partisanen des Tigellinus um so bitterer verdroß, als der unangenehme Gegner

eigentlich auf dem Land nichts zu suchen hatte. Anicetus war Seeofficier. Seit Kurzem befehligte er die Flotte am Cap Misenum, und nur aus besonderem Anlaß weilte er jetzt in Rom, wo er sofort dem altbewährten Agrigentiner den Rang bestritt . . .

Thrasea Pätus lächelte bei der Frage Octavia's, als glaube er nicht an den Ernst ihres Interesses. Er gab ihr Auskunft — ganz in dem Tone, mit dem er gesagt haben würde: ‚Ja, Herrin, das Wetter ist allerliebste! —

Octavia nickte zerstreut und that eine zweite Frage, die nach einigen Abschweifungen auf ein geradezu unerschöpfliches Thema führte: auf den Kaiser Augustus und die allbewunderten Großthaten dieses Monarchen für die Entwicklung des Weltreichs.

Auch Nero und die ägyptische Nachbarin des Thrasea Pätus — Epicharis — nahmen mehrfach an diesem Gespräche Theil. Ja, selbst der Staatsminister Annäus Seneca löste sich bald von dem öden Geplauder seiner Partnerin links, um an geeigneter Stelle ein epigrammatisches Wort einzuwerfen.

So ernst, so feierlich wogte der Strom dieser Erörterungen, daß Nero sich fast im Arbeitsgemache der Hofburg wähnte, wo ihm der geistreiche Philosoph gerade während den letzten Wochen so unaufhörlich betont hatte, wie das Leben Entfagung, Selbstbeherrschung und Pflicht sei.

Bei dieser Erinnerung überkam den jugendlichen

Monarchen plötzlich inmitten der festlich-lauten Gesellschaft das Wehgefühl einer unermesslichen Oede.

In der That, es war ein unvermittelter Gegensatz, der die Künstlerseele des jungen Kaisers seltsam erregen mußte.

Während man hier, an dem oberen Ende der Tafel, nahezu Vorlesungen aus dem Gebiete der lichtlosen Stoa hielt, scherzte und lachte es von dort unten herauf, wie das Murmeln einer geschwägigen Quelle in den Gründen von Tibur.

Schöne Jünglinge neigten sich mit verbindlichen Reden zu ihren blühenden Nachbarinnen, — und zwischen den jugendfröhlichen Paaren saß unsichtbar der geflügelte Gott, seine Pfeile schärfend.

Reifere Männer schwelgten in heitrem Gepolde über Vergangenes, wußten ganz allerliebste Geschichten aus ihren Amtserfahrungen in Sicilien oder Kleinasien, leerten Becher um Becher, und citirten, wie zur Entschuldigung, die Worte des hellenischen Trinkliedes: „Nyn chrö methyskein“ . . .

Ach, und dort — der verliebte Ehemann, der allezeit eifersüchtige Otho, der von zwei lustigen Tarracenerinnen förmlich belagert, dennoch immer und immer wieder nach seiner reizenden Gattin Poppäa Sabina hinüberlugte!

Ferne von ihm, an der Tafel der Kaiserin-Mutter, lehnte sie neben dem höchst gefährlichen Tigellinus!

Bei allen Göttern, ein entzückendes Weib, diese Poppäa

Sabina mit ihren sanft verschwimmenden Augen und der liebenswürdigen Art, ihr blumengeschmücktes Köpfcgen nach rechts zu neigen! Otho mußte in ihrem Vollbesitz das überschwänglichste Glück empfinden, und dieses Glück erklärte auch seine Eifersucht. Je theurer das Kleinod, desto vernunftgemäßer die Sorge um seine Verwahrung.

Sophonius Tigellinus mußte ihr jetzt eine scharfgewürzte Bemerkung zugerannt haben. Poppäa Sabina blinzelte wie ein schalkhafter Satyr unter den Wimpern hervor, kämpfte ein wenig und lachte dann mit den perlweißen Zähnen so herzlich, daß ihrem angstbekommenen Eheherrn Salvius Otho alles Blut in die Schläfe stieg.

Nero hatte das schöne, lachende Weib fast wie im Halbschlaf beobachtet. Jetzt verweilte sein Blick etwas gedankenvoller auf ihrem Antlitz.

In zwei Jahrzehnten würde der schwellende Mund dieser Poppäa Sabina von abscheulichen Furchen umrahmt, ihr strahlendes Auge geröthet, ihre blühenden Wangen verdorrt sein, schier wie das Antlitz des philosophischen Staatsministers . . .

Aber sie konnte sich dann doch sagen: ‚Ich habe genossen, was dies vergängliche Leben mir darbot! Ich habe den Becher geschlürft, eh' mir ein widriges Schicksal ihn umstürzte! Ich habe nicht Dual erduldet um einer sogenannten Idee willen!‘

Es war, als ob die Gedanken des Imperators geheimnißvoll strömend die Seele Poppäa's berührt hätten.



Sie, die bis dahin gänzlich unter dem Banne des Tigellinus gestanden, schaute jetzt plötzlich zu Claudius Nero hinüber und so begegnete sie seinem traurig sinnenden Blick.

Poppäa Sabina erröthete heftiger, als zuvor ihr Gemahl. Ihr ganzes Haupt, ihre Kehle, ja selbst ihre Schultern leuchteten wie in Purpur getaucht. Da sie erwog, daß Claudius Nero dieses Erröthen bemerken mußte, ward sie vollends dermaßen verwirrt, daß Tigellinus ihr zuraunte:

„Herrin, was giebt's? Fühlt sich die schöne Poppäa nicht wohl?“

Sie faßte sich rasch.

„Das ewige Lachen ist mir zu Kopf gestiegen,“ sagte sie scherzend.

„O, ich verstehe den Vorwurf,“ gab Tigellinus zurück. „Aber siehst Du, vieleidle Poppäa, mein Beruf wird nachgerade so ernst, so pathetisch und würdevoll, daß ich mich ab und zu einmal austoben muß. Im Verkehr mit dem Cäsar ist das Lachen neuerdings eine recht seltene Waare. Wenn's noch lange so währt, dann verschlingt mich der Abgrund der Melancholie, — oder ich werfe mich auf die Stoa.“

„Das klingt außerordentlich komisch.“

„Meinst Du? Aber ich rede die Wahrheit. Ich merke, wie ich seelisch verknöchere. So nutze ich's denn nach Möglichkeit aus, wenn mir der Zufall die Gelegen-

heit bietet, einer so reizenden Epikuräerin, wie Poppäa, hilfreiche Hand zu leisten in der Bethätigung ihrer Lebensweisheit.“

„Ich eine Epikuräerin? Nun ja, wenn Du willst . . . !  
Weshalb sollte ich nicht? Ist dies entschwindende Leben nicht kurz genug? Lohnt es, den Kopf zu hängen? Das Trübe noch trüber zu malen? Ein Jammer um euren Cäsar, daß er sich so von Seneca in die Wüste verbannen läßt! So jung ist Nero und so geschaffen zum Glückseligsein! Sieh doch nur: diese nachtschwarzen Augen! Sind sie nicht himmlisch?“

„Welche Begeisterung! Dächtest Du halb so günstig von mir, — beim Zeus, vor Wonne und Seligkeit würde ich närrisch werden!“

„Heuchle nicht!“ sagte Poppäa. „Du, der Gefeierte, der allein hier im Cavädium zwölf oder zwanzig angenehme Erinnerungen zählt! Du, dessen reizvolle Abenteuer bis in das fernste Hispanien und Lusitanien berühmt, oder besser: berüchtigt sind . . . ! Aber lassen wir dies verhängliche Thema! Folge lieber dem Rath einer Freundin — denn das bin ich, trotz Allem und Allem . . .“

„Sehr verbunden! Also was rätthst Du mir?“

„Dem Staatsminister und seinem philosophischen Unsinn gründlich entgegen zu wirken.“

„Wie soll ich das anfangen?“

„Lächerlich! Mache dem Kaiser begreiflich, daß man ein großer Regent, ein gewaltiger Denker, ein glorreicher

Volksbeglückter und dennoch ein ganz vernünftiger Mensch sein kann! Sieh nur, jetzt breitet sich über sein Antlitz wiederum jener seltsame Schleier von Traurigkeit, den ich vorhin schon einpaarmal beobachtet habe. Wahrlich, wenn die Sitte nicht wäre, und die abgeschmackte Rücksicht auf die Gesellschaft, ich würde mich ohne Weitres erheben, ihm die Hände sanft auf die Schulter legen, und . . . und . . . und ihm Trost einsprechen.“

„So? Und was würdest Du sagen?“

„Cäsar‘, würde ich sagen, ‚was kränkt Dir das Herz? Warum lachst Du nicht? Weshalb ziehst Du die Stirne in Falten? Schau um Dich her! Jugend, Anmuth und Schönheit umleuchten Dich! Genieße mit uns, was die flüchtige Stunde beut! Sei ein Mensch unter Menschen! So würde ich sprechen, — schmeichlerisch und so recht aus der Seele heraus; — und wenn er mich hörte, käm' er doch vielleicht auf den Gedanken, es sei klüger, sich den Weg bis in's ewige Dunkel mit Rosen zu überstreuen, als auf die Duzendphrasen seines Ministers zu hören, und bei so wundervoller Musik dreinzuschauen wie ein Beurtheilter!“

Der Agrigentiner lachte.

„Das wäre ein echter Geniestreich, höchst würdig unserer liebenswerthen Poppäa! So verachte doch die Gesellschaft und ihre thörichten Redereien! Geh' und versuch's!“

„Das ist leichter gesagt als ausgeführt. Du rechnest ohne den Ingrimm meines Gemahls. Otho würde mich

kreuzigen . . . Ueberhaupt, — ich bitte Dich, goldner Sophonius, neige dein salbenduftiges Haupt nicht gar zu eifrig zu mir herüber! Ich bemerkte soeben, wie Salvius Otho mir seinen balearischen Kampfblick zuwarf . . . Du verstehst mich doch? Einen Blick von der Wucht einer balearischen Bleikugel! Jüngsthin schon, im Hause des Piso, fand er, daß Du mir gar zu tief in die Augen schautest. Und Du weißt doch, daß ich Dir nur erlaubt habe, mir als Bruder und Freund zu huldigen.“

Tigellinus krauste die Stirne.

„Ich entfinne mich,“ sagte er spöttisch. „Vergieb mir, daß ich's für Augenblicke vergessen konnte. Du warst so . . . lebhaft eben, da Du von Claudius Nero sprachst. Freilich, dem philosophischen Imperator, den Du bekehren möchtest, ihm würdest Du mehr gestatten als dem unbedeutenden Agrigentiner . . . Ich begreife das vollständig.

Jedem nach Rang und Verdienst!“ —

„So? Was giebt Dir ein Recht zu dieser schlimmen Bemerkung? Hüte die Zunge, Du Ausbund aller Verderbtheit! Man ist ja leider gewöhnt, Dir Vieles zu Gute zu halten — aber nicht Alles!“

Sie heftete wieder die halbverschämten Blicke auf Nero, seufzte, und fuhr dann schwärmerisch wie im Selbstgespräch fort:

„So unterscheidet sich die Unschuld von der Entartung. Drei oder vier Mal im Leben hat der Cäsar mit mir geredet: aber wenn er auch zehnmal so lange mit

mir vertraut wäre, als dieser entfesselte Tigellinus, er würde doch niemals — daß bin ich gewiß — einen so ungezogenen Ton wagen. Er achtet, er fühlt, er begreift. Er ist ein Gott, wo ihr Andern insgesammt nur zerbrechliche, staubüberqualmte Menschen seid!“

Nero inzwischen war mit jeder Minute stiller und ernster geworden. Er hörte nichts mehr von dem würdevollen Gespräche Octavia's mit Thrasea Pätus. Nur Tonwellen ohne Sinn und Verstand murmelten um ihn her, klanglos, abgedämpft, wie aus unendlicher Ferne. Seine Gedanken weilten wieder bei jenem Tage, da er den Freigelassenen Artemidorus begnadigt hatte. Er sah im Geiste das entzückende Mädchen mit dem herrlichen Blondhaar und den lichtblauen Augen. Er hörte, wie sie mit ihrer herzbewegenden Stimme sein Mitleid anflehte. Ja, sie war es, die Einzige, Unvergleichliche. Da kniete sie vor der palatinischen Sänfte, und hob die schneeigen Arme empor — er hätte sie malen können! Und nun plötzlich zerfloß dies wunderliebliche Bild, — und ein schöneres, wonnesameres tauchte vor seiner Seele empor, — ach, die einzige Stunde, da er wahrhaft glücklich gewesen! Er stand im Zelte des ägyptischen Zauberers, Acte ihm gegenüber, — und die nämliche Stimme drang ihm tiefer noch und verführerischer in's leidenschaftlich pochende Herz.

Acte! Unfäglich geliebte Acte! Warum verschwandest Du wie Du kamst, — flüchtig, eine Blume des Lenzes,

ein verschwimmender Lufthauch, der schon dahin ist, wenn er uns kaum erst die fieberglühende Stirn berührt hat?

Sonderbar! In diesem Augenblick ward ihm zu Muth, als sei die Lösung des Räthsels endgültig aufgedeckt. Vor ihm war sie geflohen — aus Liebe zu ihm, nicht aus Liebe zu einem Andern. Sie hatte gefühlt, daß auch er sie vergötterte; sie wollte vermeiden, was sie vorausah: den furchtbaren Kampf.

Er schaute nach der jenseitigen Tafel hinüber, wo die Kaiserin-Mutter den Ehrenplatz inne hatte.

Ja, die unerbittliche Agrippina würde sein Herz verdammt haben!

Eine Freigelassene, eine ehemalige Sklavin!

Raum als Liebchen hätte sie ihm die Niedriggeborne gegönnt: wie viel weniger als Gemahlin!

Freilich, Acte konnte nicht wissen, was er um sie gewagt haben würde; wie ihm kein Opfer zu kostbar, kein Zwist zu schrecklich gewesen wäre, wenn sie ihm als Siegespreis vor den Augen schwebte.

Die Thörin! Weshalb nur entwich sie mit jenem orakelhaften ‚Lebt Alle wohl!‘ . . .? Eine Zeile der Aufklärung, ein einziges ehrliches Wort, und Alles wäre vielleicht noch gut geworden.

Er sann und sann, und verfiel dann wieder in die seltsamsten Zweifel. Nicodemus, der grübelnde Nazarener, hatte behauptet, daß Acte ihm eine Sphinx sei mit ihrer völlig unbegründeten Flucht. Wenn Der selbst nicht ein-

mal klar sah, der sie doch kannte von Anbeginn . . . ! Es war und blieb für den trauernden Imperator ein unheimlich-drückendes Phänomen. Er fühlte nur Eins: daß ihm die ganze unermessliche Welt gleichgültig war — bis auf die eine weh- und lust-erfüllte Erinnerung.

Welch ein trostloses Schicksal! Welche Zerrissenheit! Hätte er Acte zur Seite gehabt statt des Weibes, das ihn so gar nicht verstand, das bei aller Herzengüte sein tiefstes Fühlen beleidigte — wie wäre das göttliche Werk seiner Regierung geblieben! Wie hätte das Glück und die Liebe ihn zu Thaten begeistert, die er jetzt nur mit Hilfe der kalten Lehrlätze seines Ministers und der phantastischen Winke des Nicobemus mühe- und qualvoll zu leisten strebte!

Ja, er hätte gesiegt! Er wäre der ewig-unsterbliche Schöpfer einer ruhmreichen Ära menschlicher Freiheit und Brüderlichkeit geworden! Der Himmel der Nazarener mit seiner friedvoll-karen Veröhnung ward ja Wirklichkeit in den Augen der blonden Acte!

Nero preßte die Hand wider die Brauen.

Er, der erste unter den Römern, der Herrscher über das weite, gewaltige Reich von den Säulen des Hercules bis zum fernsten Mesopotamien, er, angebetet von seinem Volke, reicher als der König von Indien, jung, voll heimlich tobender Lebenskraft, von Begierde erfüllt nach allem Guten, Edlen und Schönen — wie war er arm und einsam auf seinem weltüberstrahlenden Hochsitz! Einsam und übe zum Herzbrechen!

Eine unerwartete Stille schreckte ihn aus seinen Betrachtungen auf.

Der fröhliche Lärm, der rings das blumengeschmückte Cavadium erfüllte, war plötzlich verstummt.

Flavius Scevinius, den rosenumwundenen Becher hoch in der Rechten, brachte den Trinkspruch aus auf Nero den Angelierten, den Fehren, den Glücklichen.

In artiger Wendung flocht er Octavia und die Kaiserin-Mutter in diesen Trinkspruch mit ein, um dann wieder ausschließlich zu der erhabnen Person des Kaisers zurückzukehren, und jeden Segen der Götter auf das theure, jugendstrahlende Haupt hernieder zu flehen.

Stürmischer Jubel folgte dem oratorischen Meisterstück.

Ganz besonders hatte die Stelle gezündet: ‚Nero, Octavia, und nächst ihnen die edle Mutter, die einen Princeps von so vortrefflichen Eigenschaften herangebildet.‘

Dieses ‚nächst ihnen‘ bedünkte den Anhängern des Scevinius, die sämmtlich der Kaiserin-Mutter feindlich gesinnt waren, geradezu mustergültig.

Man fühlte hier die kaum noch verhüllte Mahnung an die Festversammlung und das ganze mitaufschauende Rom heraus, die Gegner der Agrippina wirksam zu unterstützen, und Nero von dem übermäßigen Einfluß des ehrfurchtigen und tyrannischen Weibes zu lösen.

Gleichzeitig war es nach langer Pause der erste deutliche Wink an die Adresse der Fürstin, freiwillig zu ent-



sagen, und dem römischen Volk auf die Dauer nicht zumuthen, was unerträglich schien.

Gerade jetzt hatte der Wint einen besonderen Zweck.

Zu Anfang der nächsten Woche stand eine wichtige politische Berathung im Senate bevor.

Es handelte sich um eine Streitigkeit mit dem germanischen Nachbarvolke der Chatten. Der Zwist konnte gar leicht eine Kriegserklärung herbeiführen, obshon der römische Festungsverwalter im Castell von Moguntia Alles angestrengt hatte, um den berechtigten Forderungen der Chatten thunlichst entgegenzukommen.

Man hoffte nun, Agrippina werde sich aus der offenerzigen Wendung des Flavius den Wunsch herauslesen, daß der Kaiser allein und ohne ihre Bevormundung in der Sitzung erscheine.

Der Trinkspruch und die jubelnden Ave-Rufe waren verklungen. Agrippina lächelte mit Aufbietung all' ihrer Selbstbeherrschung. Ihre Augen zwar sprühten unheimliche Flammen des Hasses, aber dennoch: sie lächelte.

Feierlich vergoß nun ein jeder unter den Festtheilnehmern einige Tropfen des duftigen Samiers als Trankopfer.

Dann erscholl es von Neuem:

„Heil dem Cäsar! Heil dem Geliebten, dem Glücklichen!“

Nero hatte sich langsam erhoben. Er dankte wortlos mit einer Bewegung der rechten Hand; es schien als

ob die Rührung über die Herzlichkeit dieser Begrüßung ihn übermanne. Was ihm jedoch die Thränen in's Auge trieb, das lag weit ab von dem Geräusch dieses Festes, das klammerte sich mit der starren Kraft einer erstorbenen Hoffnung an die Lichtgestalt eines rosigen Mädchens, an den heißgeliebten Namen einer ewig Verlorenen.

---

## Achtes Kapitel.

---

Das Festmahl in dem sackelerhellsten Cavädium hatte sein Ende erreicht. Die Gesellschaft — Metella mit dem jungen Kaiserpaare voran — begab sich durch das weitgeöffnete Mittelgemach in den Park.

Auf dem forum-artigen Freiplatz dicht hinter dem Hause brannten unzählige Candelaber mit röthlichen Glasescheiben. Weiter am Hügel hinauf schimmerten die gewaltigen Baumgänge, von Bärenklau, Anemonen und Lorbeer umwuchert, in magischem Halblicht.

Einstweilen stand man noch in zwanglosen Gruppen, Freunde begrüßend, die man bis jetzt übersehen hatte, das glühende Angesicht der köstlichen Zugluft preisgebend, die in duftigen Wellen über die Beete strich. Man schien erfreut, vom Banne der Tafelordnung erlöst zu sein; man athmete auf und sammelte frische Empfänglichkeit für das, was da kommen sollte.

Poppäa Sabina, die schöne Gemahlin des Ditho, lehnte den schwellenden Arm auf die Schulter ihrer phö-

nischen Gesellschafterin Hasdra und wandelte einige Schritte parkeinwärts.

„Es war Zeit, daß der Hausherr uns frei gab,“ sagte sie aufseuzend. „Wie schön ist die Nacht!“

„Schön, wie ein Traum!“ hauchte die leidenschaftliche Hasdra.

„Was fehlt Dir, Kleine? Du zitterst?“

„Ich habe ihn wiedergesehn —“

„Wen? Deinen Prätorianer?“

„Meinen göttlichen Phara! Während wir speisten, schritt er zweimal durch das Cavadium.“

Poppäa lachte.

„So ist's denn wahr?“ frug sie erstaunt. „Meine zierliche Puppe, die schmiegsam-kleine Phönicierin, hat sich wirklich in einen Soldaten verliebt? Und dazu in einen solchen Koloß? Beim Gros, ich hätte Dir einen bessern Geschmack zugetraut, Hasdra!“

„Und ich, Herrin, schwöre Dir bei Melkarth, dem Gott meiner Väter, daß niemals ein Sterblicher diesem bezaubernden Phara an Hoheit des Wesens glich!“

„Du bist verliebt, — und so wär' es ein Wahnsinn, deinen Phara bekritteln zu wollen. Auch seh' ich vollkommen ein, daß Du ihn heirathen würdest, und wär' er ein Sklave oder ein Henkersknecht. Was Du Dir einmal so in den Kopf gesetzt . . .“

„Ja, Herrin, so ist's. Ich bin ein tolles Geschöpf, — und fast nimmt es mich Wunder, daß Du bei meinen

Fehlern und Thorheiten immer wieder mit mir Geduld hast.“

„Bah! Ich trage schon Sorge, daß die kleine Barbarin mir nicht hinterrücks über den Kopf wächst. Im Uebrigen gefällt mir dein stürmisches Temperament, das bei Gelegenheit so in die Hülle der Sanftmuth und Milde schlüpft. Ich weiß ja, Du hast mich lieb, — und wo die Noth es verlangte, würde ich fest auf Dich zählen können.“

„Bis in den Tod!“ betheuerte Hasdra.

„Ich danke Dir. Aber nun sag' mal —: hast Du Beweise, daß der göttliche Pharax deine Wohlgesinntheit erwidert?“

„Ja, Herrin! Neulich schon, da mich der Zufall mit ihm zusammenführte . . .“

„Da hat er Dich angeschaut, wie ein Britannier das Capitol. Das weiß ich bereits. Aber ich finde die Bürgschaft nicht ausreichend.“

„Ich auch nicht. Heute indeß warf er mir Blicke zu . . .“

„Wie mindestens drei Britannier!“ lachte Poppäa.

„Mehr noch. Er ließ mir durch einen der Tafeldiener ein Streifchen Papyrus zustecken . . .“

„Der Unverschämte!“

„Die wahre Liebe ist immer dreist,“ sprach die Phönicierin. „Hier, vielehle Poppäa! Lies, — und gieb mir dein ehrliches Urtheil ab!“

Poppäa nahm das Billet in Empfang. Im Dämmerlicht einer vorgehobenen Girandole entzifferte sie, wie folgt:

„Pharax, der Prätorianer, grüßt in tiefster Ehrfurcht die Phönicierin Hasdra.

„Ich hoffe, die Phönicierin Hasdra wird dem Leibsoldaten der Kaiserin-Mutter Manches zu Gute halten. Denn es bleibt immer doch eine große Ehre. Wir Prätorianer sind nicht wie die gemeinen Soldaten, die im narbonensischen Gallien oder in Asien stehn. Wir sind im Gegentheil etwas Erlesenes, und so behauptet's auch der Oberbefehlshaber, unser Afranius Burrus. Wenn ich's daher unternehme, Dir, o reizende Hasdra, von meiner Liebe zu reden, so ist das nicht, als ob ein gemeiner Soldat um Dich wüßte, sondern im Gegentheil. Ich liebe Dich sehr. Fünfmal habe ich Dich gesehen. Da Du so niedlich bist, wie ein Röschen, so genügte mir das. Ich vermelde noch, daß ich, ohne mir schmeicheln zu wollen, bei der Kaiserin Agrippina sehr in Gunst stehe. Ehvorgestern hat die Erlauchte mir angedeutet, wenn ich so fortführe, könnt' es nicht lange anstehn, daß ich Centurio würde. Ein Centurio ist aber fast schon ein Militärtribun. Ich mußte Dir meine Verehrung und Liebe heute noch mittheilen, um Dich zu fragen, ob ich Dir nicht zu schlecht bin. Das Herz der Mädchen ist oft so eigen. Antworte mir bald. Ich liebe Dich heiß und grüße Dich in der freudigsten Hoffnung.“

„Nun, was sagst Du?“ murmelte Hasdra.

„Ein Heirathsantrag,“ sagte Poppäa gleichmüthig.

„Meinst Du, daß er es redlich meint?“

„Unzweifelhaft. — Wenn's Dir genehm ist, brauchst Du nur Ja zu sagen. Aber ich denke doch, Hasdra, die Zierliche, Hasdra, die Freundin Poppäa's, wird sich besinnen, ehe sie einen solchen Plebejer zum Manne nimmt.“

„Nicht die Spur!“ rief die Phönicierin, das Billet wieder einsteckend. „Lieber heute als morgen! Plebejer! Kimmert mich seine Herkunft, wenn er selbst mir das Herz bewegt?“

Die elementare Kraft ihres Wesens wirkte auf die kalte Natur Poppäa's beunruhigend.

„Phantastische Närrin!“ sagte sie spöttisch.

„Ich bin, wie ich bin,“ gab ihr Hasdra zurück.

„Auch verstehe ich nicht, wie Poppäa so reden mag, da sie selbst doch die Liebe kennt. Freilich . . .“

„Nun, vollende!“

„Ich fürchte, Du zürnst mir . . .“

„Hast Du mich jemals kleinlich gefunden? Rede!“

„Gut. Ich wollte sagen, daß ich, Hasdra, die Liebe anders verstehe, als Poppäa Sabina. Du liebst Otho, deinen Gemahl — aber Du lässest Dir schöne Dinge sagen von Tigellinus, von Cajus und Lucius, von Titus und Latius . . . Siehst Du, erlauchte Poppäa, das ginge mir wider das Herz. Ich kann nur Einen lieben: — alle übrigen sind mir so gleichgültig wie die Pflöcke.“

„Du kannst nur Einen lieben,“ raunte Poppäa dumpf. „Hasdra, Kind, bei allen Göttern, ich weiß nicht, ob ich Dich jetzt bemitleiden oder beneiden soll. Ich liebe Keinen — Keinen, selbst nicht den Cäsar, den ich erobern will . . .“

„Wie verstehe ich das?“

„Endlich mußt Du's erfahren, denn ich werde Dich nöthig haben — früher vielleicht, als Du denkst. Sieh', Hasdra, ich kenne nur ein Verlangen: die Herrschaft. Zunächst die unter den Weibern. Ich will die Schönste sein, die Begehrteste. Und ich bin's. Ganz Rom liegt mir zu Füßen. Ich scheue nicht Last und Mühe, den Reiz, mit dem die Natur mich ausgestattet, zu wahren und zu erhöhen . . .“

„Das weiß ich. Deine köstlichen Salben, die Taigmasken, deine Bäder in Milch . . . Und auch das weiß ich: daß Du die Schönste bist unter den Schönen. Nur Octavia, die Kaiserin, könnte vielleicht in Betracht kommen, wenn sie nicht ewig blaß wäre, und so ernst und so schweigsam.“

„Octavia! Nenne mir nicht Octavia! Weißt Du, warum ich den Salvius Otho geheirathet habe . . .? Aus Neigung? O Du kindliche Unschuld! Durch Salvius Otho, dem er befreundet ist, hoffte ich dem Kaiser nahe zu kommen, sein Herz zu erobern, das blöde Gespenst Octavia auf die Seite zu schieben . . . Still! Da schlendert Sophonius Tigellinus mit Acronia.



Morgen erfährst Du mehr. Höchste Verschwiegenheit brauch' ich der klugen Hasdra nicht ausdrücklich zur Pflicht zu machen."

Sie wandten sich wie ermüdet dem Hause zu, während der Agrigentiner mit Accronia abseits an ihnen vorüber kam.

„Willst Du nun endlich mit der Sprache heraus?“ fragte die Hofdame der Kaiserin-Mutter ziemlich ungemuth. „Was? Hier in die Ulmen-Allee soll ich Dir folgen? Nicht um alle Schätze des Lydiers! Agrippina wird sich ohnehin wundern . . .“

„Agrippina redet eifrig mit Seneca. Wen der aber einmal zwischen den philosophischen Klauen hat . . .“

„Besser philosophische Klauen als räuberische. Du bist ein Geier, Sophonius. Ich trau' Dir nicht über den Weg. Gesteh' mir's nur: das wunderbare Geheimniß, das Du mir beichten wolltest, war ein plattes Gefunke!“

„Höre und urtheile! Pallas, dein ehemaliger Pallas . . .“

„Mein Pallas? Ich rathe Dir, solche Redensarten für Leute zu sparen, die mehr Geschmac' daran finden; zum Beispiel für Poppäa Sabina . . .“

„Aha! Du bist eifersüchtig.“

„Ich? Nun soll doch Jupiter seine Donnerkeile auf dein albernes Haupt schleudern! Ich eifersüchtig? Etwas

auf Dich, Du Allerwelts-Narr, der keine Stola in Frieden läßt? Ich finde Dich tölpelhaft wie den Mattus der Atellanenspiele! Also was ist's mit dem Pallas, der mich so wenig angeht wie Dich . . .“

„So? Pallas geht die rosenlockige Accronia Nichts an? Du kindliche Seele! Als ob nicht ganz Italien mit Einschluß der Inseln wüßte, daß ihr heimlich verlobt wart.“

„Das ist schamlose Lüge! Wer behauptet das? Nenne mir den Verleumder, damit ich ihn vor's Gericht schleppe!“

„Aber Du wirst nicht in Abrede stellen . . .“

„Nenn' mir den Buben!“ wiederholte sie wüthend.

„Er selber . . .“

„Was? Er selber?“ fiel sie ihm in die Rede.

Aufgeregt wie sie war, hatte sie ganz übersehen, daß sie dem schlauen Agrigentiner — auch ohne die Schätze des Hydiers empfangen zu haben — langsam in die dunkle Allee gefolgt war.

„Er selber,“ fuhr Tigellinus fort, indem er sie plötzlich mit unwiderstehlicher Kraft an sich zog, „er selber hat zwar noch nicht in Erfahrung gebracht, wie die Lippen der rothen Pantherkaze sich küssen: dein vortrefflicher Freund Tigellinus aber möchte sich endlich einmal aus erster Hand unterrichten . . . Sträube Dich nicht, süßes Kind! Ich weiß ja doch, daß Accronia sterblich in mich verliebt ist.“

„So tritt doch wenigstens hier in's Gebüsch,“ sagte sie füglich. „Das also war der kurze Sinn deiner Rede! Und die Geschichte mit Pallas . . .?“

„Ein erbärmlicher Vorwand,“ flüsterte Tigellinus. „Komm, — und stillgehalten! Küsse doch wieder, mein Täubchen! Sieht's denn was Reizenderes, als so ein süßes Geschnäbel? So! So ist's recht! Und nun auf die Schulter! Ich danke Dir, wonnesames Geschöpf! Jetzt aber sage mir auch, daß Du mein Eigen sein willst . . . ganz ohne Rückhalt — ach, und wär' es auch nur einen flüchtigen, glückseligen Tag lang. Ein Kuß verhält sich zum wirklichen Liebesglück, wie die Meertulpe und die lucrinische Auster zum Festgelage . . . Sprich, reizende Pantherkaze! Soll dem Vorgerichte ein köstliches Mahl folgen? Ich liebe Dich grenzenlos!“

„Ja,“ stammelte Accronia, „es soll Etwas nachfolgen . . .“

„Wie machst Du mich glücklich!“ jauchzte der Agrigentiner.

Er nahm ihr hocherglühendes Haupt brünstig in beide Hände. Von Neuem beugte er sich mit der banalen Zärtlichkeit des Verführers zu ihr hernieder. In demselben Augenblicke jedoch empfing er die schönste Ohrfeige, die jemals einem unverschämten Mädchenjäger in das Gesicht klatschte. Accronia hatte sich losgemacht und lief jetzt, behend wie ein Wiesel, dem erleuchteten Theile des Parks zu.

„Die kleine Bestie!“ lachte der Agrigentiner. „Eine Fingersprache, so deutlich wie diese, hätte der armen Lucretia vielleicht den Selbstmord erspart. Ganz infam! Seitdem ich die Schule verließ, hab' ich eine ähnliche Maulschelle nicht wieder zu kosten gekriegt. Aber gleichviel. Sie soll mich kennen lernen! Gerade jetzt reizt sie mich, — und ihre Klüfte, wenn sie Verstellung waren, überraschten durch die Echtheit des Colorits . . .“

Er trällerte ein hellenisches Weinlied und folgte langsam den Spuren seiner befremdlichen Partnerin.

Acerronia inzwischen war auf's Gerathewohl zu einer Gruppe getreten, deren Mittelpunkt Anicetus, der Befehlshaber der misenischen Flotte, war.

Man sprach natürlich wiederum von dem Wettstreit zwischen dem Fulgur des Tigellinus und der prächtigen Vollblut-Stute des Seeofficiers.

„Anicetus,“ wollte die schneidige Acerronia in ihrem Zorne auf Tigellinus dem Flottenbefehlshaber zurufen, „ich habe den Göttern ein hohes Gelübde gethan, wenn sie den Streit zu Gunsten deiner herrlichen Flava entscheiden!“ Aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Nur den Namen stieß sie hervor, — und dann, als Anicetus forschend zu ihr herüber sah, fügte sie tonlos hinzu: „Hat das Schiedsgericht schon gesprochen?“

Alles lächelte; selbst der Freigelassene Artemidorus, der an der Seite des Sklaven Milichus bescheidenlich zugehört hatte. Die Art und Weise der heftigen Roth-

gelocten wirkte zu komisch; man fühlte, daß sie die Redewendung noch im Herausschleudern jählings geändert hatte. Eine Sportfrage, wie der Streit zwischen dem Fulgur des Tigellinus und der Flaba des Anicetus war dem geringsten Sklaven der Siebenhügelstadt so geläufig, und die fieberische Ungeduld wegen des Endurtheils ging allenthalben so tief, daß die augenblickende Accerronia sofort begriff, wie unerhört sie sich bloßgestellt hatte. Entweder hielt man sie für ‚wenig urban‘, — eine beliebte Phrase des Tigellinus — oder man zog fatale Schlüsse auf die Ursache ihrer Verlegenheit . . .“

Niemand jedoch konnte nur ahnen, was in Wahrheit sie so plötzlich erschreckt hatte . . .

Es war ein sonderbarer, geradezu räthelhafter Ausdruck im Gesichte des Anicetus gewesen, begleitet von einer Sinnesstörung, die im Herzen der sonst so muthigen Pantherkaze schauerliche Empfindungen weckte.

Der Flottenbefehlshaber lehnte am Standbild einer Pomona. Da Accerronia eben ‚Anicetus!‘ gerufen, ward ihr zu Sinne, als seien die Augen des Seeofficiers geschlossen, wie die eines Todten . . . Wasser floß ihm in grünlich schimmernden Strömen aus dem üppigen Haupthaar. Die breite Nase und der halbgeöffnete Mund schienen soeben im letzten Krampfe erstarrt zu sein. Die Pomona aber, die majestätisch hinter ihm auftrug, trug die Züge der Agrippina.

Accerronia trat eilends zurück. Eine halbe Minute

später war der unheimlich-seltfame Spuf verschwunden. Wild erregend jedoch klang es im Busen des Mädchens nach, so daß sie beschloß, die Aegypterin Epicharis, die für gründlich bewandert in den Künsten der Wahrsagerei galt, schleunigst um ihren Rath zu fragen.

„Ich sehe nichts Schlimmes darin,“ lächelte Epicharis. „Du wirfst mit Agrippina, deiner kaiserlichen Gebieterin, im Lauf der Jahre eine besonders glänzende Meerfahrt unternehmen, bei welcher der Flottenbefehlshaber Anicetus die Rolle des Dreizackschwingers Poseidon spielt, euch schützt und schirmt und fröhlich zum Hafen geleitet. Die Fluth wogt vielleicht, — aber Du hast es ja selber gesehen: ihr Loben war unfähig, die stolze Pomona, die Kaiserin-Mutter, die uns alle mit ihren Früchten erquickt, in die Tiefe zu reißen.“

„Ich danke Dir!“ sagte die Hofdame Agrippina's mit einer artigen Handbewegung. „Dennoch verbleibt mir ein Rest von heimlichem Unbehagen. Dieser schreckliche Anicetus . . .“

„Ist ein höchst intelligenter Mann,“ fiel Epicharis ihr in die Rede. „Wer weiß, Acerronia, wie das Alles gekommen ist. Die Liebe ist eine seltsame Visionärin.“

„Die Liebe?“

„Ja doch! Daß er Dich liebt, heiß, lodernnd, — in dieser Minute noch wurde davon gesprochen; — und heutzutage pflegen die Männer erst dann zu lieben, wenn sie der Gegenliebe ziemlich versichert sind.“

„Nun steht mir bei, ihr sämmtlichen Götter von Latium! Ich, ich . . . Nein, das ist unerhört! Da wär' ich ja eingekleidet zwischen zwei richtigen Ungeheuern! Hier Tigellinus, dort Anicetus! Der erste ein rasch getrösteter Wittwer, der zweite ein Ehemann! Der erste frech wie ein Bettelbube am Circus, der zweite verschmigt, heimtückisch, im Gesicht eine Breitnase wie ein Aethiopier! Ist das eure vornehme Welt, euer unvergleichliches Rom? Ei, so nähm' ich mir lieber einen Soldaten der Leibwache! Den zum Beispiel, der jetzt eben der unleidlichen Hasdra ein Bisellium herzutragt . . .“

„Wirklich, den . . .?“ fragte die Aegypterin lächelnd.

„Weshalb nicht? Er ist höchstens halb so verlogen wie ein vornehmer Durchschnittsrömer, und den tausendsten Theil nicht so fade.“

„Kennst Du ihn?“

„Zufällig, ja. Er heißt Pharaḡ und steht in augenscheinlicher Gunst bei der Kaiserin.“

„Bei Octavia?“

„Thorheit! Wenn ich von der Kaiserin spreche, meine ich immer nur Agrippina.“

Um die Lippen der vornehmen Epicharis spielte ein fein-ironisches Lächeln.

Jetzt erscholl ein helles Zinkengeschmetter, dem sich eine lustige sicilianische Tanzweise anschloß.

„Suchen wir unsere Plätze,“ sprach die Aegypterin. Sie näherte sich, von dem Staatsminister, der jetzt

eben zu ihr herantrat, begleitet, dem sandbestreuten Oval der Arena.

Das Mahl im Peristyl hatte nicht allzu lange gewährt. Das sogenannte Convivium, die Commissatio, das fröhliche Bechgelage, gewürzt durch die üblichen Unterhaltungen, sollte hier draußen in zwangloser, aber desto gewählterer Form stattfinden.

Für die kaiserliche Familie hatte Flavius Scevinius dicht am Stamme seines berühmten dritthalbhundertjährigen Ahornbaums eine eigne Tribüne errichten lassen, von deren Brüstung amethystfarbene indische Teppiche mit goldnen Schnüren und Quasten herniederhingen.

Rechts und links von dieser prächtigen Loge, die den Hochsitz des Imperators im Circus nachahmte, reiheten sich in stattlichen Halbkreisen die polsterbedeckten Sitze für die übrigen Zuschauer. Aber auch jenseits dieser beinahe' geschlossnen Rotunde, mehr nach dem Mittelwege des Gartens hin, fanden sich Plätze für etwaige unruhige Geister, die das Wandeln durch die frühlingduftigen Parkanlagen vorziehen und nur für Augenblicke bei einer besonders glänzenden Nummer sich ansiedeln möchten, — zierliche Broncestühle mit brandrothen Lederkissen, sigma-gestaltete Sopha's und wohlige Ottomanen.

Vor jedem Sitze trug ein kostbares Monopodium mit elfenbeinernem Untergestell die goldgeränderten Trinkschalen, frische Kränze, und je ein Körbchen voll picenti-



nischen Kuchens, sowie eine zierliche Spartgrassdecke mit ionischen Feigen und campanischen Mandeln.

Farbig gekleidete Sklaven huschten geräuschlos einher, um die Becher zu füllen oder sonstigen Wünschen der Eingeladenen mit unterwürfiger Hast zu entsprechen.

Eine Abtheilung Prätorianer stand als Ehrenwache zu beiden Seiten der kaiserlichen Tribüne; darunter auch Pharaz, dessen kluges Gesicht von den Alltagsköpfen seiner Genossen vortheilhaft abstach. Die übrigen Soldaten der Leibwache hatten sich scheinbar ohne Berechnung da und dort bescheidenlich aufgestellt, oder hielten sich noch im großen Triclinium des Hauses auf, wo ihnen Milichus, der Oberklave des Flavius Scevinus, nomentanischen Landwein kredenzte.

Es währte fünf oder sechs Minuten, bis die schöne Kitharapfeilerin Chloris aus dem Zelt in der Nähe des Posticums heraus in den Kreis trat und mit vollem Griff in ihr Saitenspiel einen hellenischen Hymnus anstimmte.

Noch lauschten die Gäste mit halbem Ohre; der kleinste Theil erst des Publikums hatte sich niedergelassen; darunter freilich die Kaiserin=Mutter und die ernste Octavia.

Aber auch diese schienen zerstreut.

Die junge Kaiserin schaute forschend nach ihrem Gemahl aus, der mit dem Agrigentiner weit abseits am Stamm einer Pinie lehnte und nicht die mindeste Lust

zeigte, den ihm gebührenden Platz zwischen Mutter und Gattin so frühe schon einzunehmen.

Auch der armen Octavia war aufgefallen, daß Nero seit einigen Tagen doppelt verstimmt, ja geradezu trübsinnig und von Kämpfen durchtobt schien . . .

Hätte er doch sein Herz ihr, die sie ihn liebte, rückhaltslos offenbart!

Aber er gönnte ihr nie auch nur den leisesten Einblick in seine Kummerniß, — und wenn sie ihn, ganz ohne Ahnung von dem, was ihn bewegte, fromm auf die Götter verwies, dann krausste sich die Stirne des Imperators in verdoppelter Schwermuth, und die Lippen unzuuckte es heimlich wie verzehrender Hohn, ja wie Haß und Vernichtungsgier.

War er denn wirklich ein Feind der Götter? Oder hatte nur sie das Unglück, mit jeder noch so gütig gemeinten Silbe sein Mißfallen zu wecken? War sie im Ernste das Bleigewicht, das den jugendkräftigen Adler am Aufschwung in die reine Höhe des Selbstgenügens verhinderte?

Die Thränen traten ihr in die Augen. Mit dem eigenen Verhängniß beschäftigt, nahm sie nicht wahr, daß Agrippina noch immer todtenbleich das Haupt in die Hand stützte und leise die Lippen bewegte. Der Trinkspruch des Flavius Scevinius wühlte in diesem ehrgeiz erfüllten Gemüth wie ein rasendgewordner Skorpion. Aber schon hatte die tödtlich beleidigte Fürstin auf Rache

gesonnen. Das Lächeln, das von Zeit zu Zeit ihre Nasenflügel vibriren machte, trug halb schon den Stempel eines widerlichen Triumphgefühls.

Jetzt trat Burrus zu ihr heran und die Züge der Kaiserin-Mutter hellten sich plötzlich auf. Sie war eine Meisterin der Komödie. Burrus, der Oberst der Prätorianer, durfte nicht ahnen, was sie beschäftigte.

„Du hast Recht, Burrus,“ sagte sie huldvoll. „Dieses Mädchen ist ein starkes Talent. Ich war ganz versunken in die Fluth ihrer Töne . . . Da — nun ist der Hymnus zu Ende.“

Man klatschte der schönen Kitharapfeilerin Beifall. Sie verneigte sich artig, ohne indeß nach dem Zelte zurück zu kehren.

Die Sitzreihen füllten sich jetzt; nur noch einige vierzig Personen schritten allein oder paarweise durch die Laubgänge, oder verharrten abseits von dem festlichen Cirkel auf den Broncestühlen und Sigma's, eifrig in ihre Gespräche vertieft.

Zu diesen Letzteren gehörte auch Otho, der seine Gattin Poppäa halb zärtlich, halb eifersüchtig bei den Händen gefaßt hielt und ihr Vorwürfe machte, daß sie dem überberufenen Sophonius Tigellinus gar zu huldvoll entgegen komme.

„Du weißt, ich vertraue Dir, obgleich dies Vertrauen vielleicht eine Thorheit ist: denn ein Frauenherz gleicht dem Gewölk bei Südostwind; jeder Augenblick kann es

umgestalten. Du aber, süße Poppäa, hast einen Blick, so sanft, so bethörend, daß man rein den Verstand verliert, und so begeh' ich die Absurdität, Dich für unerfühlterlich treu zu halten . . .“

„Das nennt mein angebeteter Otho eine Absurdität?“ sagte sie schalkhaft.

Aus ihren funkelnden Augen fuhr ein so verzückernder Strahl zu ihm auf, daß er kaum noch der Lockung, sie in die Arme zu schließen, Widerstand leistete.

„Du süße, Du üppige Rose,“ flüsterte er, von heißester Liebe entbrannt, „sind wir nicht wahnsinnig, daß wir den herrlichen Abend so im Getümmel der Menschen verbringen, anstatt uns daheim in der wonnigen Stille unseres Cubiculum nach Herzenslust zu genießen? Ach, Poppäa, dein lächelnder Mund, dein schlanker, schneeiger Leib, —: so oft ich Dich ansehe, gedenk' ich an Helena, die überall, wo sie sich zeigte, Stürme der Sehnsucht entfesselte . . .“

„Ein übler Vergleich! Helena war ein loses Geschöpf . . .“

„Du hast Recht. Es war ein täppischer Mißgriff. Ich hätte sagen sollen: Du bist reizend wie Helena und treu wie Penelope. Aber eben deshalb, mein Liebchen, meide doch auch den Schein! Ich kann's nicht ertragen, wenn Du einen so übelbeleumdeten Menschen, wie den Agrigentiner, so verständnißvoll anblickst. Ich weiß, er ist liebenswürdig, er versteht es, zu schmeicheln und doch

wieder eine Ehrfurcht zu zeigen, die ein Frauengemüth stolz macht. Um so leichter wird man vermuthen, daß Du gefesselt seist. Nicht wahr, Du thust mir die Liebe an und vermeidest diesen Weiberverführer? Laß deine Anmuth doch lieber auf Nero, den Imperator, wirken!“

„Meinst Du?“ fragte Poppäa verblüfft.

„In vollem Ernste. Suche ihn aufzuheitern! Bring' ihm Freude am leichten Getändel bei! Stich den Staatsminister, den schrecklichen Seneca, aus! Das wäre noch ein Verdienst!“

Die junge Frau schüttelte, heftig erglühend, den Kopf. Dann senkte sie ihr lichtgraues Auge gedankenvoll auf den Busen.

„Poppäa drängt sich nicht auf,“ sagte sie traumverloren. „Wenn es dem Cäsar beifiele, an meiner Gesellschaft nur halb so viel Vergnügen zu finden als an der deinigen, weshalb sollte ich nicht diese Auszeichnung hochschätzen? So aber — ihn umschwärmen wie die Motte das Licht? Nein, vieltheurer Otho, dazu bin ich zu stolz und . . . zu gleichgültig.“

„Du vergiffest, daß ich von jeher zu seinen Freunden gezählt, daß ich als Knabe ihn schon gekannt habe . . .“

Horch! Da erscholl die silberhelle Kithara der schlanken Chloris auf's Neue!

Und jetzt gefellte sich dem Klange der Saiten auch der schwellende Ton ihrer Stimme.

Alles Gemurmel verstummte.

Sie sang märchenhaft schön, diese Griechin im krotusfarbenen Gewande, die rhodische Nachtigall, wie die goldene Jugend der Zweimillionenstadt sie benannt hatte.

Und wie edel sie da stand, in der Rechten das Plektrum, in der Linken, vom blaßgelben Bande gehalten, das neunsaitige Instrument, blaßgelbe Rosen im nachtschwarzen, lieblich-gewellten Haar, eine Gestalt aus den Tagen Homer's!

Es war, im Gegensatz zu der schmetternden Hymne, mit der sie begonnen hatte, ein melancholischer Klagegesang, was ihr jetzt von den Lippen erscholl, eine Weise der Sehnsucht, die Verlorenes beweint und ihre Thränen gleichsam in Töne verwandelt.

Wunderbar, wie die Herrlichkeit des rein gestimmten Gesangs in diese Gesellschaft einschlug, die zur größeren Hälfte von der Verderbniß des Zeitalters völlig zersezt war, die noch eben so übermüthig gelacht, so verstoßlen getändelt, so schnöde gescherzt und gefaselt hatte.

Jener trunkne Senator mit dem widerwärtigen Faungeficht, der zwar im Kreise der hohen Versammlung auf dem capitolinischen Hügel fast bei jeder Gelegenheit zur Scheu vor den unsterblichen Göttern mahnte, aber jetzt eben seiner vierzehnjährigen Nichte, deren Vormund er war, den frechsten Antrag in's Ohr geflüstert; der mit dem classischen Vorbild aller Beredsamkeit unaufhörlich „O Sitten!“ rief, aber das Kind seiner Schwester seit Jahren bereits mit ekelhaften Küßsen verfolgte und ihre

blühenden Lippen mit seiner dicken, belegten Zunge diehisch entweicht hatte: — er verstummte jetzt inmitten seiner lusternen Phrase und sank stöhnend zurück, als höre er ein erschütterndes Mahnwort aus den Höhen des Olympos.

Hier die rothgemahte Kolette, die heute bereits das vierte Stellbischein verabredet hatte, wehrte sich nur mit erkünstelter Gleichgültigkeit gegen die Wirkung dieser weichen und doch so vollschwellenden Stimme, wie sie in lockenden Modulationen von dem Tiefsten und Heiligsten sang, was eine menschliche Brust durchzittert.

Dort die frechen, blasirten Jünglinge, die bei den Dirnen des tullischen Walles besser Bescheid wußten als im eigenen Familienkreise; die den Hallen der Rechtsprechung fern blieben, aber niemals eine Pantomimen-Aufführung oder die Orgien vornehm-ausgestatteter Halb-weltsdamen versäumten: sie legten ihre Stutzerphysiognomien unwillkürlich in weniger impertinente Falten und ließen ab von ihrem Geflüster, mit dem sie Anfangs die Erscheinung der jungen Rhodierin dreist analysirt hatten.

Kurz, der Triumph der Künstlerin war ein vollständiger. So ergreifend, so herrlich hatte sie noch niemals gesungen, seit sie den Boden Italia's betreten; und als nun der Freigelassene Artemidorus im Auftrage seines Gebieters Flavius Scebinus ihr am Schluß des bestrickenden Zauberliedes knieend einen goldenen Kranz überreichte, da konnte sich der Enthusiasmus der Zuhörer in Händeklatschen und Beifallrufen kaum noch genug thun.

„Süße Chloris,“ flüsterte Artemidorus, nur für das hold erröthende Mädchen vernehmlich, „nimm und rede: was ist Dir lieber? Dieser kostbare Kranz oder mein stürmisch pochendes Herz?“

„Dein Herz, das weißt Du!“ hauchte die Sängerin.

Und da sie die prächtige Gabe ihm abnahm, drückte sie dem freudebebenden Artemidorus heimlich die Hand.

„Welch' ein unermessliches Glück, so geliebt zu werden!“ sagte er leise, als er sich mit geschmeidigem Anstand wieder erhob. „Ehe ein Jahr verstreicht, ist sie mein! Und ich dachte schon, ich müßte fern von ihr sterben! Fern von ihr —: das wäre entsetzlicher als der Tod selber.“

„Ein köstlicher Junge, dieser Artemidorus,“ raunte ein achtzehnjähriges Weib von senatorischem Range ihrer gleichalterigen Nachbarin zu. „Schade, daß er nicht von freier Geburt ist.“

„Weshalb schade?“

„Nun, das scheint mir doch nicht gerade räthselhaft . . .“

„Pah! Was mich betrifft, — wenn ich die Wahl hätte zwischen ihm und dem vielgerühmten Sophonius Tigellinus, ich würde den Artemidorus unbedingt vorziehen . . .“

„Meinst Du?“

„Unbedingt! Das heißt: Du verstehst mich doch? Als Gemahl oder selbst als dauernder . . . Freund wäre



Tigellinus mir lieber. Aber mal bei Gelegenheit, so als flüchtige Laune . . . Und ich bitte Dich, frag' Dich doch selber: Vorurtheile sind nirgends läppischer, als beim Verliebten. Wenn uns der Eh'gemal schließlich ertappt, wird's auch ihm wohl wenig verschlagen, ob der Liebhaber über den Rittercensus verfügt oder nicht."

Die beiden schamlosen Frauen lachten, — so ekel-erregend, daß ihre hübschen jugendlichen Gesichter beinah' verzerrt schienen.

Chloris aber, selig im Gefühl ihres künstlerischen Triumphes, seliger noch im Bewußtsein, von Artemidorus geliebt zu werden, neigte sich dreimal nach allen Richtungen, rief der Kaiserin-Mutter, die ihr mit großer Lebhaftigkeit applaudirt hatte, auf griechisch ein herzentquollenes „Zeus beschirme die Mutter des Vaterlandes!“ zu und verschwand dann im Zelte, um einem stolzen Athletenpaar, das einen Ringkampf zum Besten zu geben hatte, Platz zu machen.

Eh' noch die dröhnende Blechmusik einfiel, die den Ringkampf begleiten sollte, hatte sich Nero, den Tigellinus allein lassend, abseits gewandt.

Das Lied der Hellenin wühlte ihm tief in der grau-sam verwundeten Seele.

Zwei ihm befreundete Jünglinge, die ihm zu folgen gedachten, wies er durch eine trotzige Handbewegung zurück. „Unglaublich!“ sagte der Eine zum Andern. „Auch hier, im festlich geschmückten Garten des Flavius scheint

er zu grübeln. Bei der Epone, es wäre jetzt an der Zeit, daß man dem grämlichen Seneca endlich ein Wein stellte. Mit zwanzig Jahren klug und kalt wie ein Zeno — das geht nicht länger! Ueber welches metaphysische Räthsel mag der Träumer jetzt nachdenken, daß selbst wir, die gesetztesten seiner Freunde, ihm lästig sind?“

Ja, es war ein metaphysisches Räthsel, das den jungen Cäsar beschäftigte — allerdings nur praktisch beschäftigte, nicht theoretisch: das metaphysische Räthsel der echten, herzbewegenden Liebe, die dem Verstande nicht antworten könnte, wenn er sie fragte: „Weshalb hängst Du so mit allen Fasern des Wesens an der Einen, kaum Geschaute und für immer Entschwundenen, während doch Andere, ebenso Schöne, oder noch Schön're rings um Dich her blühen, wie Rosen, die auf den Gärtner warten? Weshalb klammert sich deine Sehnsucht an die ehemalige Sklavin, während Octavia, deren edles Profil sämtliche Bildner der Siebenhügelstadt für göttlich erklären, deine Genossin ist?“

Selbst die Rhodierin Chloris, die ihm die Seele so von Grund aus erschüttert hatte, war, streng genommen, schöner als Acte.

Und dennoch hatte der Cäsar kein Auge für sie. Die magische Wunderkraft ihrer Kunst war für ihn nur der Hebel gewesen, der alle Einzelheiten der schmerzlich süßen Erinnerung mit verzehnfachter Klarheit an's Licht gehoben.

Nero konnte nicht anders. Er mußte den Glanz und den betäubenden Lärm dieser Gefelligkeit fliehen; er mußte erst fertig werden mit diesem verzehrenden Sturm, der heute mit unaufhörlichem Anprall wider sein Herz tobte.

Alle Gäste hätten's ihm angesehen; sie hätten die Thränen geschaut, die ihm jetzt stumm über die zuckenden Wangen dahinperlten, — und das durfte nicht sein. Er war Cäsar; er mußte Stand halten nicht nur wider die Parther oder die Chatten, sondern auch wider das eigene Ich und dessen heiße, bethörende Umwandlungen.

Leise rauschte der Wind durch die Baumwipfel. Das klang wie ein Wiegenlied. Da sollten sie bald wohl entschlummern, die schäumenden Wogen, die jetzt wie im tollen Gerausch eines Orkans ihm den Busen durchtobten.

Komm, heilige, friedenspendende Nacht! Schlage den schattenden Mantel um das Weh deines Lieblings! Sieh ihm den Frieden, wenn ihm das Glück denn verweigert ist!

---

## Neuntes Kapitel.

---

Gehe sich Claudius Nero dessen versah, schritt er völlig vereinsamt durch das dunkle Gefträuch.

Das erste Mondviertel goß ein mattsilbernes Licht über den kieselbeschlütteten Weg, da hier die hochaufragenden Urstämme des Gartens weiter zurücktraten.

Plötzlich schreckte der Kaiser zusammen. Dicht hinter den Lorbeerbüschen, an denen er sinnend vorübertritt, schien sich etwas zu regen, und da er nun stehen blieb, um zu lauschen, raschelte es wie von menschlichen Tritten, die sich den Weg durch's Gezweige bahnen.

Claudius Nero war ohne Waffen, — und ein Monarch, wäre er auch der beste, hat immer geheime Gegner, die ihm von Grund ihrer Seele aus gram sind und kein Mittel zu seiner Bekämpfung scheuen. Dennoch empfand der cäsarische Jüngling, im Bewußtsein, allenthalben das Gute gewollt zu haben und mehr noch vielleicht aus dem Hochgefühl seiner mannhaft strogenden Kraft heraus, keine Spur von Beklommenheit.

„Halt!“ rief er mit drohend gedämpfter Stimme in's Dickicht, während die Rechte den silbernen Griffel seiner Tabellä umspannte, — „wer Du auch seist, ich befehle Dir, frei heraus auf den Pfad zu treten, — ich, dein Kaiser!“

In dem Lorbeergesträuch regte sich nichts.

„Hast Du gehört?“ mahnte der Princeps. „Widerstrebe mir nicht! Ein einziger Kampfschrei, — und die Soldaten der Leibwache heßen Dich, wie ein umgestelltes Wild!“

„Allwaltender Cäsar,“ flüsterte eine bebende Mädchenstimme, „grolle mir nicht, wenn ich zögerte . . .!“

„Acte! Du! Du!“ jauchzte der Jüngling im Tone einer schwindelnden Seligkeit . . . „Du hier? Liebhaftig? Lebendig?“

Ihre schlanke Gestalt löste sich vorsichtig aus den Zweigen. Im nächsten Moment hatte der Cäsar sie stürmisch umklammert. Er küßte sie leidenschaftlich auf den wonneverzückten Mund, immer und immer wieder, als müsse die Eine Minute ihn schadlos halten für alles Weh der Vergangenheit.

„Acte!“ rief er dazwischen, „himmlische Acte, bist Du es wirklich?“

Seine Stimme klang wie verzaubert und doch so bange, als ob ihm das Ganze wie das Gaukelbild eines halbzersinkenden Traums erschiene.

Eine Zeit lang duldete sie den tobenden Anprall

seiner Liebfosungen schweigend und in süßer Erstarrung. Es war, als ob ihr jegliche Kraft eines Widerstandes dahin sankte.

Dann freilich entzog sie ihm schamübergossen die Lippen; aber noch war die Willenslose nicht fähig, ganz und gar von ihm abzulassen. Sie lehnte das heiß-erglühende Haupt wider die Schulter des Einzigen, des Unendlich-Geliebten, dessen Bild sie all' die Monate her mit der gleichen unverlöschlichen Sehnsucht im Herzen getragen, wie er das ihre.

Nun senkten sich seine begehrliehen Lippen andachtsvoll auf ihr welliges Blondhaar, das im Mondlichte wie ein fließendes Durcheinander von Silber und Gold glänzte.

Es war, als habe er nach verzweifelter Wüstenwanderung endlich, endlich die Blume gefunden, deren Duft ihn berauschen, deren thauiger Blütenkelch ihm das Heil bringen sollte.

Da plötzlich fuhr sie zurück.

„Herr, Du entehrst Dich!“ hauchte sie beinah' verstört. „Weißt Du auch, was Du gethan hast? Du, der Princeps der Erde, hast eine ehemalige Sklavin geküßt!“

„Ja, ja, ich habe Acte geküßt! Vom Capitol herab möcht' ich's in alle Welt rufen. Ich bin glücklich gewesen, zum ersten Male, seitdem ich athme!“

„Glücklich gewesen, — ist's wahr?“ fragte sie leuch-

tenden Auges. „O, wie herrlich das klingt! Aber gleichviel! Wenn Du es warst, so bist Du's in Schmach und in Sündhaftigkeit gewesen. In Schmach, denn ich bin eine Freigelassene, und deiner nicht werth. In Sündhaftigkeit, denn Claudius Nero besitzt eine edle, hochherzige Gattin, deren Herz wohl in Stücke zerbräche, wenn sie erführe, wie treulos ihr Gemahl sie verräth.“

„Octavia!“ rief Nero voll unsägliches Bitterniß. „Ich habe sie nicht gewählt; ich habe dem Staatswohl und den Wünschen meiner Berather ein thörichtes Opfer gebracht. Aber siehe, ich schwöre Dir: Niemals im Leben hätte ich eingewilligt, und wäre selbst Agrippina, meine erlauchte Mutter, in eigener Person vor mir in die Knie gesunken, wenn ich gewußt hätte, wo ich die Eine, die ich vergötterte, finden sollte! Acte, wie unablässig hab' ich nach Dir geforscht! Wie rastlos haben meine Vertrauten ganz Rom durchwandert, um Kunde von Dir zu gewinnen! Ach, wie oft selbst habe ich deinen Freund Artemidorus befragt! Alles umsonst! Sprich, wo warst Du denn? Warum hast Du's geschehen lassen, daß der Mann, der Dich liebte, jede Hoffnung verlor und sich stumpfsinnig einem Schicksal preis gab, das jetzt kaum noch zu ändern ist?“

„Cäsar, ich folgte der Stimme meines Gewissens. Da ich Dir kaum erst in die Augen geblickt, fühlte ich, daß Du mir Sinn und Seele hinweggenommen! Aber ich wußte zugleich, wie thöricht es ist, wenn die niedrige

Feldblume zu der Sonne emporschaut, die unnahbar im Aether schwebt. Ich hatte Dich schrecklich lieb, ganz über alle Maßen . . .“

Noch einmal barg sie ihr Antlitz an seiner Schulter. Dann sich würdig emporrichtend:

„Du weißt, Herr, ich bin eine Christin. Unsere Lehre und die Pflichten, die sie uns auferlegt, hast Du inzwischen durch Nicodemus und Seneca, deinen Berather, kennen gelernt. Als Christin mußte ich fliehen, denn wir beten alltäglich zu dem Gotte, den uns der Heiland gelehrt hat: ‚Führe uns nicht in Versuchung!‘ Nicodemus hatte mir in dem Werk der Befehrung, das meine Glaubensgenossen planten, eine gefährvolle Rolle ertheilt. Die Brüder und Schwestern, so hieß es, hätten mich lieber, als jede Andere; meine Art sei bestrickend, meine Sprache beredt. Und so sollte ich denn dem zweifelnden Cäsar, der sich dem ernstern Mahnwort der Männer vielleicht verschließen würde, das Herz öffnen und es zugänglich machen für den Balsam des Glaubens. Ach, Herr, ich hatte von Anfang an das Gefühl, dieser Weg sei der falsche, und Nicodemus handle im Widerspruch mit dem frommen Erlöser, wenn er die weltlichen Dinge mit den Angelegenheiten des Glaubens vermische. Als ich nun vollends erfahren hatte, welch ein betäubender Zauber Dir innewohnt, da stand es fest in mir wie ein heiliger Spruch der Propheten: Du mußt fort, und gälte es Leben und Tod. Die eine selige Stunde



im Zelt des Aegypters hatte mir klar gemacht, daß ich mich selber verlieren würde, — und so floh ich denn weit hinaus über die Grenze des Reichthums, nordwärts bis nach Falerii, wo ich bei redlichen Pächtersleuten Unterkunft und Verdienst fand.“

Claudius Nero sah ihr gedankenvoll in das mond-scheinbestrahlte Antlitz.

„Und wie kömmt Du hierher?“ frug er nach langer Pause.

Acte senkte den Blick auf die Tunica.

„Herr, Du siehst mich beschämt; aber auch dies noch darf ich bekennen. Seit acht Tagen weil' ich in Rom. Eine vornehme Dame, die mich auf ihrer Reise durch das stille Falerii zufällig sah, fand Behagen an mir, — und da ich längst mich hinweggesehnt aus der Eintönigkeit dieses Lebens, so nahm ich den Vorschlag der reichen Sicilianerin dankerfüllt an, ihre Hausgenossin und Vorleserin zu werden. Ich begleitete sie hierher, wo sie mancherlei zu erlebigen hatte. Morgen in aller Frühe geht die Fahrt über die appische Straße nach Capua.“

„Das Alles erklärt mir noch nicht, weshalb ich Dich hier bei Flavius Scevinus im Park finde.“

„Ahnst Du das immer noch nicht?“ flüsterte Acte verschämt. „Ich wußte durch Artemidorus, daß Du, Herr, heute bei Flavius Scevinus zu Gast sein würdest. Artemidorus hat mir das Pfortchen geöffnet, das von der Höhe des Hügels herein führt. Seit einer Stunde schon

schlich ich umher, bald hervortretend, bald mich verbergend. Noch einmal im Leben wollt' ich das Antlitz meines Gebieters schau'n, eh' ich für immer hinausginge in's Leere und Trostlose.“

„Artemidorus wußte also um deinen Aufenthalt?“ fragte der Kaiser staunend.

„Ja, Herr! Ich bin lange mit ihm befreundet; sein Gebieter Flavius Scevinius hat zweimal die heiße Jahreszeit am Gestade von Ostia verbracht, wo auch Nicodemus ein Haus besaß. Ich wußte, Artemidorus würde in Sorge sein um die plötzlich entschwundene Acte, — weit mehr als die Uebrigen. So schrieb ich ihm denn, daß es mir wohl ergehe, und einmal sogar, als er für seinen Herrn etwas in Eures zu thun hatte, nahm er den Umweg über Falerii und besuchte mich.“

„So also lohnt er mir's, daß ich ihn damals vom Tod errettet!“ rief Nero voll Bitterniß. „Zehnmal hab' ich gefragt: Wo ist Acte?“ und zehnmal betheuerte er, Nichts, gar Nichts zu wissen.“

„Er hatte mir Schweigen gelobt, — ach, und er kannte ja meine Gründe.“

„Er ist ein Schurke. Dem Imperator, der ihn befreit hatte, schuldete er die Wahrheit. Wenn ich bedenke, was ich durch ihn und seine Lüge verloren habe, — ich könnte ihn eigenhändig erdroffeln.“

Der junge Fürst stand hoch aufgerichtet. Wie Wetterleuchten zuckte es um den blühenden Mund. Die

ganze Qual dieser letzten Wochen, das Weh um seine zertrümmerte Liebe, das mühlende Mißbehagen über die Aufgabe, die ihm gefallen: von Menschen und Principien geknechtet, den Herrscher zu spielen, und insgeheim einen Glauben zu fördern, der ihm jetzt, in der Gestalt des Nicodemus verkörpert, fast antipathisch erschien, — dies Alles wogte, wallte und tobte in seiner keuchenden Brust wie eine drohende Rebellion.

Was war das für eine fromme Gemeinde, die ihm Last um Last auf die Schultern wälzte, die in elender Gaukelei ein Geschöpf wie Acte zum Werkzeug schändlicher Intriquen machte?

Er kannte ja nicht die stillen, demuth-erfüllten Christen, die sich andachtsfroh um ihre Aeltesten scharten, um das Wort und den Wandel des Gekreuzigten zu erfahren; wie er Blinde geheilt und den Trauernden Trost gespendet, und was er am Berg gesprochen, oder als Knabe im Tempel unter den Schriftgelehrten . . . Der Cäsar dachte jetzt nur an den schlauen, hohlhängigen Fanatiker, der die Lehre zu predigen schien: Alles, auch das Verwerflichste sei gestattet um des erhabenen Zwecks willen.

So schroff zerklüftet war die Seele des Imperators, daß er Weiden mit gleicher Aufgeregtheit Vorwürfe machte, dem Arternidorus für die brüderliche Beschirmung, dem Nicodemus für die gewissenlose Gefährdung des jungen Mädchens.

Er durchwühlte sein volles Haar, daß die halbent-

blättern Rosengewinde sich lösten, und über die Schultern hinab in das thaufeuchte Gras fielen.

Dann plötzlich ergriff er mit sanfter Zärtlichkeit Acte's zierliche, weiche Hand.

„Laß' uns vergessen, was wir gelitten haben!“ sagte er aufathmend. — „Um mich noch einmal zu schauen, bist Du hierher gekommen: Du liebst mich, heute wie damals, — und bei Allem, was heilig ist, das Schicksal soll mich bestrafen, wenn ich die glücklich Wiedergefundene je wieder frei gebe! Siehst Du nicht ein, Acte, daß es die Moira, oder mit Dir zu reden, die Vorsehung selber ist, die uns zusammenführt, gerade jetzt, — unmittelbar vor der Stunde des Abschieds, den Du liebliche Thörin für möglich hieltst? Laß Dich umklammern, Du Einzige, die da im Stande ist, meiner Seele den Frieden zu geben! Acte, ewig geliebte Acte, willst Du mein Eigen sein voll und ganz, mit Leib und mit Seele? Wenn Du willst, so gelob' ich Dir Treue bis in den Tod. Mit Dir will ich leben und mit Dir will ich sterben. An deiner Seite will ich die Hände zu deiner Gottheit emporheben. Ich will glauben, — glauben so gut ich kann, daß Christus gestorben ist zur Erlösung der Menschheit. Das Symbol dieses Glaubens soll sich allenthalben erheben, wo die Cäsarenfaust noch die Kraft besitzt, die Altäre des Jupiters und des übrigen Göttergesindels über den Haufen zu stoßen. Das Weltreich soll nächst mir dem Galiläer gehorchen, und Du, als die Erkor'ne des Imperators, wirst hoch über den ungezählten

Schaaren deiner Gemeinde thronen, hoch und herrlich wie kein irdisches Weib vor Dir und nach Dir.“

Acte schüttelte schwermüthig das mondlichtbestrahlte Haupt.

„Nein, Herr!“ sagte sie bebend. „Aus Uebeln ist noch niemals Gutes erwachsen. Die Kirche des allmächtigen Gottes gründet sich nicht auf Missethaten, sondern auf die unerschütterte Treue seiner Bekenner. Sie wird siegen auch ohne mich, auch ohne die Unterstützung der Imperatoren, — einfach durch die innere Kraft ihrer Wahrheit.“

„Ist das die Sprache der Liebe? Süße, himmlische Acte . . .“

„Denk' an Octavia!“

„Ich denke an sie, und fühle keine Gewissensregung. Octavia kann nicht verlieren, was sie niemals besessen hat. Ich bin dein gewesen, lange bevor mich die List meiner Umgebung, die Autorität einer kindlich verehrten Mutter, ach, und die maßlose Dede des eigenen Herzens zu diesem Bündniß verführten. Acte, lässest Du jetzt wieder von mir, so ist's mein Tod. Siehe, mein Abgott, wenn Du's gebietest, sprech' ich heute noch mit Octavia und verlange die Scheidung . . .“

„Niemals!“

„Du willst nicht mein sein vor aller Welt? Du fürchtest den Sturm, den die Trennung des Imperators von der kaiserlichen Gemahlin entfesseln würde? Gut. Dein Wille ist mir Gesetz. Laß mich denn als Cäsar

der Pflicht genügen, die mich an das jämmerliche Getriebe meines Palastes fesselt! Dem Menschen aber gönne das Glück deiner Liebe! Ja, Du hast Recht, all' die Verheißungen abzuweisen, die ich der Christin gemacht. Nur zu dem Mädchen hätte ich sprechen sollen. Nicht erkaufen durch cäsarische Gunst will ich die himmlische Acte, sondern ihr Herz als freies Geschenk empfangen aus ihren eigenen liebeglühenden Händen!"

Seine Stimme erbehte von so maßloser Leidenschaft, daß Acte, wie von seligem Schauer ergriffen, am ganzen Leibe erzitterte.

Einige Schritte weiter, wo die alten Platanen ihr dichtes Geäste wieder tief in einander flogten, stand eine Ruhebänk, von tarentinischen Wollgeweben bedeckt.

Claudius Nero zog die kaum Widerstrebende schmeichlerisch kosend zu sich hernieder.

In Acte's vereinsamer Brust wallte es auf, wie unermessliche Seligkeit.

Fest an ihn geschmiegt weinte sie sanftfließende Thränen des Glücks und der schluchzenden Wonne.

Dann ward sie still. Schweigend litt sie die Flamentküsse des jungen Kaisers, der sich an ihrem glühenden Munde fest saugte, wie ein Verschmachtender.

Da man sich endlich erhoben hatte, stand man sich wohl eine Minute lang stumm gegenüber.

Acte strich sich das lose flatternde Haar aus der Stirne, steckte die Nadeln zurecht und das halbgelockerte

Band, und blickte dem angebeteten Jüngling süßverwirrt in die Augen.

Nichts von Neue lag in dem Ausdruck ihres flammenden Angesichts: nur unsägliche Liebe, unsägliche Hingebung.

„Also Du bleibst?“ küßte Nero, sie noch einmal heiß in die Arme schließend. „Ja? Du versprichst mir's? Acte, Acte, wie soll ich für all' diese Güte und Liebe Dir danken! Leb' wohl, mein Liebchen, meine einzig wahre, holdselige Gattin! Ich muß jetzt eiligst zurück zur Gesellschaft. Schon fürchte ich, meine lange Abwesenheit ist bemerkt worden. Ich sehe, Du trägst von damals noch meinen Ring. Zeig' ihn dem Pförtner des Tigellinus. Man wird Dich dort wie eine Fürstin behandeln und Dir ein Nachtlager anweisen, wo Du ruhig im Vollbewußtsein unseres endlich erreichten Glückes entschlummern kannst. Deine Herrin mag Artemidorus auffordern, daß sie sich anderweitig nach einer Begleiterin umschaue. Acte ist für Höheres geboren, als zur Kammerzofe einer alternenden Provinzialin. Bitte, schreib' das Nöthige hier in die Wachstafel: ich will zusehen, daß der Junge sie morgen in aller Frühe an die Adresse befördert. Wo hält sich deine Sicilianerin auf?“

„Im Haus einer Freundin, — der Aegypterin Epicharis.“

„Die heut' hier geladen ist?“

„Der nämlichen. Artemidorus sprach mir davon.“

Hätten wir nicht für morgen die Abfahrt in Aussicht, wäre auch meine Gebieterin unter den Gästen.“

„Da mag Epicharis ihr gleich deine Absage heimbringen,“ sagte der Kaiser.

Acte schrieb.

„So,“ flüsterte Nero, die Wachstafel in die Tunica schiebend. „Nun geh', mein liebes, angebetetes Mädchen! Ach, wie Du mich glücklich machst, über jede Beschreibung! Die Brust will mir überquellen vor Lust, — alle Menschen könnt' ich umarmen. Geh', und nimm noch diesen feurigen Kuß, der Dir sagen möchte, wie ganz und gar Du mein Herz besitzest!“

Ein letztes Mal preßte er seinen Mund auf den ihren. Dann wandte sie sich in der Richtung der kleinen Parthüre, während Nero sich die Toga über die Schultern warf und eilig dem Festplatz zuschritt, dessen rauschender Lärm immer voller und lauter zu ihm herüber drang.



## Behntes Kapitel.

Ein Gladiatorenkampf, der die weinerregten Gemüther des Publikums zu heller Begeisterung entflammt hatte, neigte sich, da Claudius Nero den Festplatz wieder betrat, soeben dem Ende zu.

Aus mehreren Wunden blutend, war der eine der Fechter in die Kniee gesunken; sein zerbrochenes Schwert lag einige Schritte abseits im Sand der Rotunde. Fragend blickte der Sieger umher, und ließ dann die Blicke auf dem Hochsitz der Imperatorenfamilie haften, um von den Lippen der Kaiserin-Mutter den Spruch zu empfangen, der über Leben und Tod seines entwaffneten Gegners beschließen sollte.

Agrippina, obſchon die rothgelockte Hispanierin Aceronia ihr heimlich zuredete, lehnte die ihr angetragne Entscheidung ab, — denn ſie ſei hier ja Gaſt ſo gut wie die Andern — und wies den Fechter mit einer vornehm-kühnlen Geberde an die übrigen Sitzreihen.

Der Uebermuth der entnerbten Klinglinge und der

herzlos-öden Koketten wünschte den Reiz dieser blutigen Scene bis zur Neige zu kosten.

Ueberall senkte man weitstarrenden Auges den Daumen.

Das hieß verdolmetscht: „Erspare dem Flavius Scevius die Kurkosten! Vorwärts! Den Todesstoß!“

Ein letztes Zögern: dann senkte sich die Klinge des Siegers breit in die Brust seines Opfers. Ein dunkler Blutstrahl zischte rauchend zum Himmel auf . . .

Da, inmitten der weithin dröhnenden Beifallsrufe, erschien der Cäsar.

Hehren Angesichts wie Apoll schritt er die Stufen hinauf zur Tribüne, wo er zwischen Octavia und Agrippina Platz nahm.

„Das hättest Du hindern sollen,“ wandte sich Nero zu seiner Mutter. „Oder Du zum wenigsten, edle Octavia, die man die Sanfte nennt. — Freilich, eine Römerin von der Sohle zum Scheitel, bist Du auch abgehärtet gegen die Gräuel des Sterbens. Ich begreife das und ich füge mich. Heute nur, heute . . . ich weiß nicht, — aber das Fest war so schön, so harmonisch, — ihr hättet euch sträuben sollen, diesen glückseligen Tag durch einen Mord zu entweihen.“

„Mord?“ fragte Agrippina erstaunt.

„Ja, Mord,“ wiederholte der Cäsar; „denn so gesetzlich er ist, es bleibt immer ein erbärmlicher Mord.“

Hörtest Du nie die Meinung des Seneca? Auch der edle Flavius Scevinius gehorcht hier lediglich den Pflichten des Gastgebers, nicht seinem eigenen Gefühl, wenn er dem grausamen Zeitgeschmack willfährig scheint. Im Herzen aber theilt er die Ansicht meines unsterblichen Lehrers.“

„Die Gladiatorenkämpfe sind ein Vermächtniß der Ahnen,“ versetzte Octavia. „Cicero selber, der doch so gut ein Philosoph war, wie Seneca, hielt sie für die geeignetste Schule männlicher Tapferkeit. Wie käme es mir zu, dem Willen und den Gewohnheiten des Römervolkes zu widerstreben?“

„Das dünkte ich auch!“ sagte die Kaiserin-Mutter mit großem Nachdruck. Ihre Stimmung war geradezu grimmig. Der dreiste Trinkspruch des Hausherrn tobte ihr jetzt, da Flavius Scevinius ihr offen als Muster ethischer Lebensführung gepriesen wurde, doppelt heiß durch die Adern.

„Mutter,“ wandte sich Nero wieder zu Agrippina, während zwei Sklaven den sterbenden Thraker hinaus-schafften, „rede, was hast Du? Mißfiel Dir, was ich doch aus heiligster Ueberzeugung zu Octavia gesprochen? Du schaust so ernst, so verdrossen aus. Ach, und ich bin so froh, so glücklich, so ganz durchfluthet von Festeswonne und Lebenslust, daß ich dem Tod gebieterisch in den Weg treten möchte! Mutter, ich weiß, der Trinkspruch des Flavius Scevinius hat Dir wehe gethan. So fein er ge-

drehelt war, die Spitze umschloß dennoch ein schleichendes Gift . . . Sieh', Mutter, eine beträchtliche Anzahl der Senatoren und die Mehrheit des römischen Volkes wünscht, daß ich das Scepter des römischen Imperators allein trage, aber Nero fühlt zur Genüge, wem er den Thron verdankt. Du sollst die Herrin bleiben über das Reich, falls Du mit echter Milde regierst und ohne Verletzung der Staatsgesetze. Nur im Kleinen wirst Du mir nachgeben, nur im Spiel, während der Ernst dein unumschränktes Gebiet sei. Ich bin nicht ehrgeizig, Mutter. Ich lasse mich nicht verführen durch die Mahnrufe derer, die Dich verdrängen wollen."

Noch ehe ihm Agrippina etwas erwidern konnte, scholl aus dem mächtigen Piniengang, unmittelbar hinter dem Festplatz, ein hallender Hülsferuf.

Alles sprang von den Sitzen auf.

Die Prätorianer voran, stürmte man in die breite Allee, wo Flavius Scebinus, auf den Arm der schönen Poppäa Sabina gestützt, langsam heranschwanke.

„Mord! Mord!“ rief Poppäa mit ihrer dunkelstönigen Stimme. „Welch ein Zeitalter! Nicht mehr im eigenen Hause verschont man den Festgeber!“

Im Augenblicke war Nero auf der anderen Seite des wackren Senators und legte ihm wie beschirmend die rechte Hand weithinumklammernd über die Hüfte. So streifte er den Arm der Poppäa, die trotz der Aufregung des Moments bei dieser Berührung eigenthümlich zusam-

menzuchte. Es war, als wolle sie den Kaiser empfinden lassen, wie gewaltig er auf sie wirkte.

„Sprich, wie geschah es?“ fragte Nero besorgt. „Und vor allem: wie fühlst Du Dich?“

„Für diesmal scheint die Sache noch leidlich abgelaufen zu sein,“ scherzte Flavius Scevinus. „Ich wandle hier mit der Gattin des Dicho und verabsäume, von ihrem anmuthreichen Geplauder bestrickt, meine Pflichten als Hausherr. Da raschelt es im Gebüsch. Ich denke, es ist ein Raubvogel: aber noch eh' ich das ausgedacht, trifft's mich hier rechts auf der Schulter. ‚Oho!‘ ruf' ich, und wende mich um. Da verschwindet's schon wieder, und ich merke nur, wie mir das warme Blut über den Rücken fließt.“

„Prätorianer! Umzingelt den Park und das Haus!“ rief Agrippina gebieterisch. „Die Mauer ist hoch, die Ausgänge sämmtlich geschlossen. Der elende Missethäter soll uns mit heiler Haut nicht davontommen!“

„Fackeln her!“ gebot Tigellinus, während Nero und die schöne Poppäa den blutüberströmten Flavius Scevinus nach dem Cubiculum führten.

„Vergebliche Mühe!“ rief der Verwundete mit einem seltsamen Blick auf die Kaiserin-Mutter. „Solche Mordmörder sind schlau, über die Maßen schlau; und sie haben das Glück, daß unsere Erbitterung sie stets in der falschen Richtung verfolgt.“

Im Cubiculum angelangt, wandte sich Nero an den ängstlich dastehenden Artemidorus.

„Hilf mir,“ sprach er, „deinen Gebieter auf's Lager heben!“

Durchlauchtigster Kaiser,“ versetzte der Freigelassene, „siehe, hier stehen Leute genug, darunter die Aerzte. Der edle Scevinus würde es niemals verzeihen, wenn ich's geschehen ließe . . .“

„Schweig!“ unterbrach ihn Scevinus barsch. „Thu', was Nero, der Imperator, gebietet! Er ist der Herr, er allein, dem ihr Gehorsam schuldet, und geböte er euch, — — seine eigene Mutter in Haft zu nehmen.“

Claudius Nero wechselte mit der schönen Poppäa einen Blick des Erstaunens, der sich ihrerseits sofort in den schmachthenden Augenaufschlag der Minne verwandelte.

Darnach hob der Kaiser mit kaum bemerkbarer Kraftanstrengung den Oberkörper des breitschultrigen Mannes auf die eiserne Bettstatt, während Artemidorus die Kniee des Patienten umspannt hatte, und so gemeinschaftlich mit dem Beherrscher des Weltreichs den Dienst eines Krankenträgers versah.

Zurücktretend gewährte Nero, daß seine schneeige Toga über und über mit Blut getränkt war.

Eine sonderbare Empfindung beschlich ihn.

Blut an dem Tage, der ihn mit seiner heißgeliebten Acte zusammengeführt — das bedeutete Unheil.

Zwar widerstrebte er diesem Eindruck.

„Thorheit!“ sagte er zu sich selbst. „Nero glaubt ebenso wenig an die Ammengeschichten der Wahrsager, wie

an die zärtlichen Abenteuer des Jupiter. Ich selbst werde nun Jupiter sein in den Armen meines bezaubernden Liebchens, und die Regierung der Erde den Verblendeten überlassen, die im Kampf um die Herrschaft das Glück dieses vergänglichsten Lebens erblicken.“

Die Wunde des Flavius Scevinus schien nicht gefährlich. Der Dolchstoß, in rasender Ueberstürzung ausgeführt, war zu weit links gegangen.

Der Hausarzt Polyhymnius legte einen kunstgerechten Verband an und ließ dem Erschöpften aus schneekühlem Wasser und Fruchtsaft eine Art Limonade bereiten, die ihn sichtlich erquickte.

Hiernach bedankte sich Flavius nochmals in den bewegtesten Ausdrücken bei dem hülfreichen Imperator.

„Das ist die wahre Herrschernatur,“ fügte er bedeutungsvoll hinzu, „die überall selbst zugreift, wo es ein Unglück zu lindern, eine Schmach zu bestrafen, eine hochherzige That zu belohnen gilt. Nero, der seinen Freunden hilft, wie ein Bruder, wird in den Stunden ernstester Gefahr auf uns zählen dürfen.“

Dann zu Poppäa:

„Gieb mir die Hand, Du liebenswürdigste unter den Römerinnen! Wäre ich zwanzig Jahr jünger, ich möchte deinen glückseligen Otho beneiden. Du bist schön wie die himmlische Aphrodite und freundlich wie Cos. Versprich mir, daß Du mich dieser Tage besuchst! Ich muß die allerliebste Geschichte, die Du begonnen hattest, zu Ende hören.“

„Wenn es dem Diener gestattet ist,“ fiel hier der Arzt Polyhymnius ein, „für das Wohl seines Gebieters unbedingt Sorge zu tragen, so möchte ich dem göttlichen Cäsar und der edlen Poppäa den Rath ertheilen, unseren Kranken von jetzt ab allein zu lassen. Das Wundfieber, das nicht ausbleiben wird, möchte sonst gar zu bedenklich wüthen.“

„Du redest weise,“ versetzte der Imperator. „Komm, Poppäa! Dein zärtlicher Otho wird ohnedies vor Eifersucht halb schon vergangen sein.“

„Laß ihn, Herr!“ sagte Poppäa schalkhaft; „die Eifersucht ist das Del, das die Flammen der Liebe nährt. Uebrigens“ — fügte sie leise hinzu — „Eifersucht auf Flavius Scevinus . . . ? Du überschätzeest seine Talente.“

Sie warf ihm einen verzehrenden Blick zu, während sie jetzt durch den großen Mittelsaal in das Freie trat.

Hier herrschte eine unglaubliche Aufregung. In Abtheilungen von drei oder vier Mann durchstreiften die Leibsoldaten des Imperators, soweit sie nicht zur Umzingelung des Grundstücks verwendet waren, die endlosen Baumreihen und das dichte Gestrüpp.

Je ein Fackelträger begleitete sie.

Die Beherzteren unter den Senatoren und Rittern, von Milichus, dem Oberknecht des Hauses, mit Waffen versehen, schlossen sich, soweit es ihr Zustand gestattete, an. Die Mehrzahl freilich, — zumal die gesammte Jugend — hatte dem schweren Wein des Flavius Scevinus derart



zugesprochen, daß sie taumelten, wie die Gefolgschaft des Dionysos. Diese unermüdblichen Zecher sanken nach fruchtloser Anstrengung seufzend auf die polsterbelegten Sitze zurück. Selbst Tigellinus, der doch so gründliche Uebung hatte, wußte sich nur mit äußerster Mühe noch in Bewegung zu setzen.

Die Frauen und Mädchen, soweit sie nicht auf ihren Bisellien entschlummert waren, hatten sich in's Cavadium geflüchtet.

Nur Agrippina und die ernste Octavia saßen stolz aufrecht in ihrer Loge, klar und gleichmäßig von den ruhig brennenden Candelabern bestrahlt, ernste, majestätische Bildsäulen.

Nero hatte sein Schwert gezogen. In eigener Person wollte er die erbärmliche Missethat, die ein tückisch-verborgener Feind an Flavius Secebinus verübt hatte, rächen.

Poppäa Sabina, die nächste Fackel aus dem ehernen Halter empor hebend, folgte ihm; denn Otho, ihr eifersüchtiger Gemahl, war nirgend zu schauen — oder die Gattin verstand es, ihm auszuweichen . . .

Poppäa, in das üppig verschlungene Gestrüpp leuchtend, suchte mit einem Male heftig zusammen.

Sie hatte unmittelbar am Wegraine in der kleinen Vertiefung, die das Gewässer zu Thal führte, einen blinkenden Dolch entdeckt.

Ohne ein Wort zu sprechen, hob sie ihn auf.

Nero, im Eifer seiner Verfolgung, hatte ihr plötzliches Bücken nicht wahrgenommen.

Die bläulich schillernde Klinge war dreischneidig, die Blutspuren zwar nicht umfangreich, aber doch frisch genug, um jeden Zweifel an der Bedeutung dieses unerwarteten Fundes zu unterdrücken.

Immer weiter stürmte Nero voraus.

Poppäa Sabina benützte einen günstigen Augenblick, um den Dolch am thaufeuichten Rasen abzuwischen, und ihn vorsichtig unter den Gürtel zu schieben.

Alles war ihr nun klar.

Ganz die nämliche Waffe hatte sie neulich durch einen seltsamen Zufall in den Gemächern der Agrippina bemerkt, — ein unscheinbares Stilet, nicht dazu angethan, seine fürstliche Besitzerin zu verrathen.

Einfach genug, und doch wie die kunstvolle Anzettelung eines Tragödiendichters hatte die Sache sich zugetragen.

Noch sah Poppäa im Geiste das üppige Schlafgemach. Agrippina war unpäßlich. Poppäa brachte ein herrliches Blumengewinde ‚als Gruß für die hohe Dulderin‘ — in Wahrheit, um sich bei der Kaiserin-Mutter einzuschmeicheln, im Hinblick auf Nero.

Agrippina war damals besonders huldvoll; die gelben Rosen hatten für Augenblicke ihr Herz erobert.

Sie ließ Poppäa zu sich entbieten und dankte ihr.

Außer der Kranken war nur die Pantherkaze im Zimmer, die rothe Hispanierin Acerronia.

Da plötzlich fiel Agrippina in Ohnmacht. Vielleicht hatte der Duft des Rosengewindes zu stark auf ihre erregten Nerven gewirkt. Accronia fing die Herrin sorglich in ihren Armen auf, rieb ihr die Stirne, die Wangen, und rief der erschreckten Poppäa zu:

„Die Essenz, ich beschwöre Dich, die Essenz! Rechts in der Wandlade hinter dem Ebenholzschrein! Das Fläschchen mit der Aufschrift: ‚Niemals zuviel!‘“

Poppäa suchte. In ihrer Erregung fand sie nicht gleich den elfenbeinernen Knopf der Wandlade. Sie suchte und drückte, bis ihr eine der übrigen Silberplatten der Wandbekleidung entgegensprang.

Die allbekanntesten Krystallflaschen der Giftmischerin Locusta verriethen ihr zur Genüge, daß sie hier einen sehr unerwünschten Einblick gethan hatte.

Hier lagen auch zehn bis zwölf Dolche mit dreifach gekanteter Klinge und kupfernem Rundgriff.

Sie hatte das Alles wie im Fluge geschaut, — — aber ihr Gedächtniß war treu.

Veräuschlos klappte sie die Silberplatte wiederum ein, fand nun sofort die Wandlade mit dem Essenzfläschchen, und eilte zu Accronia.

Niemand hatte etwas gemerkt . . .

So sollte auch jetzt Niemand erfahren, wie eigenthümlich ihre Entdeckung von damals sich heute verwerthete.

Agrippina durfte nicht ahnen, daß Poppäa Sabina den Beweis für die Urheberchaft der Kaiserin-Mutter

an dem Mordanfalle auf Flavius Scevinius hier unter dem Busen trug; daß es ihr nur ein Wort kostete, um Agrippina bei dem ahnungslos-vertrauenden Imperator jämmerlich zu entlarven. Die junge Frau blieb so Herrin der Situation. Vorläufig unverbrüchliches Schweigen, — dann aber, wenn es die Umstände etwa erheischen sollten: voran! Beim Jupiter, Nero würde erkennen, wie vortrefflich dieses Stilet zu den übrigen paßte, die bei den Klaffen Vocusta's im Schreine lagen!

Dies Alles zuckte ihr mit der Schnelligkeit eines Blitzes durch das Gehirn.

Nun eilte sie seelenvergnügt weiter.

Bald hatte sie den rastlos forschenden Cäsar wiederum eingeholt.

„Da kommen die Ersten bereits zurück,“ sagte sie seufzend. „Es scheint, sie haben genau so vergeblich gesucht, als wir.“

„Nichts, theurer Cäsar, Nichts!“ rief Tigellinus mit fallender Stimme von Weitem schon. „Auch die Tribunen der Prätorianer, deren Pfad ich gekreuzt habe, sind, beim Hercules, ohne die leiseste Spur. Die Lanzen der Leibwächter haben sich überall durch Lorbeer und Myrthe geböhrt: jeder irgend denkbare Spitzbube hätte aufgespießt werden müssen.“

„So hat der Missethäter die Mauer erstiegen,“ sagte der Cäsar.

„Raum glaublich, wenn er nicht im Besitz einer

Leiter war. Von dieser Leiter jedoch müßte man in dem weichen Erdboden Eindrücke vorfinden, selbst wenn der Schurke sie nach sich gezogen hätte. Zudem stehen da draußen ja Prätorianer, — und Leute der Stadthorte, die der Lärm in die Nähe zog.“

„Gut. So weilt der Mörder in unserer Mitte.“

Tigellinus zuckte die Achseln.

„Wer unter all den Geladenen wäre ein so verfluchter Dube und Lumpenhund? Und ferner: wer hegte Feindschaft wider den wackeren Scevinus? Er ist allenthalben beliebt, ein vergnügtes, harmloses Kneipgenie . . . Seine Sklaven vergöttern ihn. Artemidorus vielleicht . . .?“

„Artemidorus befand sich im Hause, als man um Hülfe rief.“

„Nun, nun, er ist ihm doch durchgebrannt, — damals, vor einigen Monaten.“

„Das geschah nur aus Furcht, nicht aus Gehässigkeit.“

„Aber wer soll's denn gewesen sein?“ fragte der Argentinier, ein wenig taumelnd. „Du glaubst doch nicht, daß irgend ein leidenschaftlicher Anbeter unsrer Poppäa dem Sechzigjährigen grollte, weil er Seite an Seite mit ihr durch den Park schweifte?“

„Ich glaube vorläufig gar Nichts,“ erwiderte Nero. „Du aber wirst mir einräumen, daß der Dolch nicht von selber geflogen kam, wie das Täubchen Melinno's. Also werde ich thun, was meines Amtes ist. Forste nach Burrus! Heiß' ihn seine Prätorianer zusammenrufen!

Die Stadtsoldaten mögen draußen die Wache halten, falls der Verbrecher sich etwa in einem der undurchdringlichen Baumwipfel sollte verborgen haben. Wie die Sache jetzt liegt, traue ich Keinem. Jedermann vom Senator bis zum niedrigsten Sklaven herab soll untersucht werden. Man möge erfahren, daß im Reiche des Nero solche Banditenstreiche sofort geahndet werden.“

Fünf Minuten darnach erscholl die Drommete. Von allen Seiten strömte die Leibwache herzu. Auch die Gäste waren in kürzester Frist vollzählig.

„Tritt Du heran zu uns auf den Hochsitz,“ sagte der Cäsar zu Poppäa Sabina. „Du, die Begleiterin des Flavius Ecevinus bei dem schändlichen Ereignisse, stellst hier gleichsam das öffentliche Gewissen dar. Deine Trauer und deine Schönheit wird dem Schuldigen Reue und Scham einflößen und so die Entdeckung erleichtern. Auch bist Du, Poppäa, die Du ja mit ihm warst, die Einzige, die erhaben über jedem Verdacht steht, — Du, und wir, die kaiserliche Familie!“

Agrippina warf der schönen Poppäa, als diese zur Linken des Imperators stehen blieb, einen befremdlichen Blick zu, dem die übermüthige junge Frau ruhig und freundlich begegnete. — Was hätte es jetzt auch für einen Zweck gehabt, Agrippina zu reizen? — Nein, Poppäa war viel zu schlau, um ihre weitauschauenden Pläne zu überstürzen.

„Wen mag sie so plötzlich dazu gedungen haben, die

kaiserliche Verbrecherin?“ dachte Poppäa. „Burrus gilt als ihr Günstling . . . Aber ihm trau ich's nicht zu: das bewiese doch eine zu pöbelhafte Gesinnung. Vielleicht der Centurio Ubius, der so fabelhaft rasch avanciren soll? Pah, was bekümmert's mich? Da ich ja weiß, wo der Urquell dieser Missethat sprudelt, so weiß ich genug.“

Im Innern mußte sie herzlich darüber lachen, wie rasch und wie leicht sie, Dank jener Ohnmacht der Agrippina, das Spiel durchschaut und so einen Vortheil gewonnen hatte, der ihr mit höchster Wahrscheinlichkeit über kurz oder lang zu Statten kam.

Trotz dieses heimlichen Siegesgefühls beherrschte sie sich, und fand so die nöthige Würde, als der entrüstete Nero mit flammendem Auge in den Kreis der Gäste hinab rief:

„Ein Frevel hat sich ereignet — ruchlos wie kein anderer zuvor! Helft mir den Thäter entlarven! Wer sich da schuldlos fühlt, halte es ja nicht für überflüssig, diese Schuldlosigkeit zu beweisen! Keiner verlasse hier seinen Platz, eh' er nicht dargethan, wo er bis dahin sich aufgehalten; daß er weder verborgene Waffen trägt, noch etwa Spuren des meuchlings vergossenen Blutes. Insbesondere ihr, glorreiche Prätorianer, Stützen des Rechtes und der Gesetze — ihr vor Allen müßt darauf halten, daß der Schurke entdeckt werde! Malt euch die unerträgliche Schmach aus, daß er sich etwa in eurer Mitte befände! Fort mit dem Buben! Fort aus dieser ehren-

werthen Truppe der Auserlesnen! Der Henker wäre zu gut dazu, ihm den Garauz zu machen.“

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Kunde.

„So beginne mit mir,“ sagte die Kaiserin-Mutter, die Arme ausbreitend, als überliefere sie sich einem entehrenden Schicksale.

Dabei geschah es, daß ihr ein silberner Nagel, dessen Spitze durch den Rand der Polsterbrüstung hervorlugte, scharf über die Hand ritzte. Ihr Blut floß hell über den Harnisch des ihr zur Rechten stehenden Centurionen Ubius, und dann, als sie mit einem flüchtigen Aufschrei zurückzuckte, über ihr eigenes lilienweißes Gewand.

„Mutter,“ rief der Kaiser entsetzt, „was beginnst Du! Nochmals Blut an diesem herrlichen Tage, der so leuchtend begann und so himmlisch zu enden schien?“

„Mein Sohn, dieses Blut ist ein Zufall: aber im Zufall äußert sich oft der Wille der unsterblichen Götter. Sie wollen Dich, ihren Liebling, vielleicht gemahnen, daß Du die Gäste des Flavius Scevinus beleidigst, wenn Du hier eine Criminalsitzung planst, als wäre der Festplatz im Parke eines Senators die pöbelumdrängte Basilica, wo die Rechtsbeflissenen ihre Spitzfindigkeiten zum Besten geben.“

Nero griff wie betäubt an die Stirne. War er denn immer noch der zehnz- oder zwölfjährige Knabe, den die Mutter, wenn er mit zerrissener Tunica heimkehrte, bei den Haaren zauste, nach der ungeschlachten Manier einer Oskerin?



Schon wollte er — mit vollkommener Mäßigung, aber dennoch energisch — betonen, daß die Sicherheit seiner Staatsbürger ihm höher stehe, als die höfische Rücksicht auf die Geselligkeit. Burrus jedoch, der Oberst der Prätorianer, war ihm zuvor gekommen.

„Allgewaltige Agrippina,“ sprach er mit fester Stimme, „mein Amt gebietet mir, unverzüglich an's Werk zu gehen und den Befehlen des Imperators Folge zu leisten. Mag die vornehme Dame dadurch verletzt werden: die Mutter des Kaisers wird bereitwillig anerkennen, daß der alte, schlechterzogene Soldat seine Pflicht gethan.“

Agrippina zuckte die Achseln. Wenn der Oberst der Prätorianer für Nero Partei ergriff — was konnte sie machen? Heimlich gelobte sie sich, den Vären jetzt endgültig mit Rosenfetten zu fesseln, damit sie künftighin solche Ausbrüche eines unerwarteten Pflichtgefühls hintertreiben könne.

Der Befehlshaber der Prätorianer rief nun acht seiner Leute, auf deren unverbrüchliche Treue er bauen konnte, mit Namen auf, und befahl ihnen, zunächst ihre Kameraden, dann aber alle männlichen Gäste, soweit sie nicht darthun konnten, wo sie sich während des Attentats aufgehalten, sowie sämtliche Sklaven gründlich zu untersuchen. Die Frauen und Mädchen, die nicht im Stande sein würden, sich sofort zu entlasten, hieß er unter Bedeckung einiger weiteren Prätorianer in's Atrium treten.

Keine der Damen erhob sich:

Die ganze Angelegenheit war über alles Erwarten schnell zu Ende gebracht.

Jeder hatte zum wenigsten zwei oder drei Zeugen, die ihm eidlich erhärteten, daß er sich anderwärts aufgehalten.

Nirgends fand sich eine stilet-artige Waffe, — und die Gestalt der Wunde ließ doch keinen Zweifel darüber, daß sie von einem Stilet herrührte.

Das Ergebnis der Untersuchung war in jeder Beziehung gleich Null.

„Ich sagte es ja!“ rief Agrippina. „Wir bitten euch sehr um Verzeihung, ihr edlen Gäste des Flavius Scevinius, wenn der rühmliche Rechtsseifer unsres geliebten Sohnes ein wenig zu weit gegangen.“

Nero erwiderte Nichts.

Seine Seele war bereits von andern Bildern erfüllt. Schweigend erhob er sich und behändigte unbemerkt dem Sklaven Artemidorus das Schreiben Acte's für die sicilianische Dame . . .

In der nämlichen Ordnung, wie man im Hause des Flavius Scevinius eingetroffen, wandte sich der Zug der kaiserlichen Familie dem Heimweg zu. Metella, die Gattin des bedauernswerthen Scevinius, geleitete ihre erlauchten Gäste bis an's Vestibulum.

„Möge er bald genesen!“ flüsterte Agrippina, der Frau des Verwundeten freundlich die Stirne küssend.

„Das wünsche auch ich,“ rief Nero. Er führte die Hand Metella's dreimal an seine Lippen.

„Und möge der Unhold, der deinen Frieden gestört hat, trotz der Schlaueit seines Verbrechens entdeckt werden!“ sagte Octavia, die Weinende zärtlich umarmend. „Getröste Dich, liebste Metella! Polyhymnius ist ein vortrefflicher Arzt, und die Wunde ist leicht.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Weder Nero, noch Octavia sprachen ein Wort. Außer den regelmäßigen Schritten der Sänftenträger, des Fackelgesolges und der Soldaten der Leibwache hörte man keinen Laut. —

Nero sah einer leuchtenden Sonne entgegen, die er heute schon flüchtig geschaut, die aber morgen aufgehen sollte für sein ganzes, glückliches Leben.

Octavia hatte, ohne doch das Geringste zu wissen, das dunkle Gefühl, als würde es nie wieder Tag werden.

Das ruhig-klare Schweigen ihres Gemahls war so seltsam beredt. Sein Auge strahlte, sein Mund lächelte, wie der eines Kindes, das am Abend seines Geburtsfestes von der Puppe träumt, die ihm bescheert worden ist.

Was ihn so klar, so beruhigt stimmte, und diese blühende Jugendlust über sein Antlitz goß, das konnte nur Eins sein: die babylonische Rose, nach der Millionen vergeblich suchen — das Glück.

Die arme Octavia fühlte es wie ein unaussprechliches Weh, daß sie keinerlei Antheil hatte an diesen Empfindungen; daß die babylonische Rose in seinen Händen für sie den Schmerz, die Entfagung, das Unglück für alle Zeiten bedeutete.

„In deinen Schutz befehle ich Sein und Leben, allgültiger Jupiter!“ murmelte sie unhörbar. Sie rang die Hände. Sie ächzte, als wollte das Herz ihr in Stücke springen, aber so leise, wie der junge Spartaner, dem das gefangene Raubthier heimlich die Brust zerfleischte. Claudius Nero, der so glücklich in die sternbestrahlte Aprilnacht hinauslächelte, sollte nicht wissen, wie ohne Maßen sie elend war.

---

## Elftes Kapitel.

---

Sechs Wochen waren verstrichen.

Im lauschigen Kystus einer der reizendsten Villen jenseits des Drusus-Bogens saß Acte auf einer teppichbelegten Marmorbank und folgte mit sehnsuchtsvoll-erwartendem Blicke dem Schatten der Sonnenuhr.

Die Stunde der Coena war jetzt vorüber.

Nero speiste heut' bei dem Flottenbefehlshaber Anicetus. So war er Gast, nicht Gastgeber, wie im Palatium, und konnte aufbrechen, wann's ihm genehm schien. Es drängte ihn, möglichst frühe zu ihr zu eilen, die er mehr liebte als den Glanz seines Thrones und die herrlichsten Weisheitslehren des Staatsministers. Der junge Fürst gönnte jetzt den Großen der Hofburg jeglichen Einfluß auf die Regierung. Er litt es, daß seine Mutter, ja, daß Octavia in Dingen mitredete, die, selbst nach der Anschauung Agrippina's, die ureigenste Domäne des Imperators waren. Der Trinkspruch des Flavius Scevinus schien ganz und gar ohne Wirkung geblieben zu sein.

Nero sagte zu Allem Ja, was ihm der würdige Seneca, vielfach von Tigellinus beeinflusst, vortrug.

Er verdoppelte, auf den Rath beider, für den Monat December, in dem er geboren war, den Prätorianern die Löhnung, wobei es merkwürdiger Weise in allen vierzehn Regionen von Mund zu Mund ging, diese politisch-bedeutungsvolle Idee entstamme dem Hirn des Agrigentiners.

Der Kaiser repräsentirte auch, wo das Hofceremoniell oder die Hohe Körperschaft es verlangte.

Aber dies Alles nur aus der Seele eines Mannes heraus, der in frühlicher Resignation sein Tagewerk leistet, dieweil er alles Glück von den Stunden der Freiheit erwartet.

Der Gedanke an Acte beschäftigte ihn ja vom dämmernden Morgen bis in die sinkende Nacht.

Die ganze Welt war nur der Rahmen für das eine köstliche Bild, das er da insgeheim, einige hundert Schritt von der lärmenden Via Appia entfernt, selig verwahrte.

Niemand mußte noch um die Sache, als Tigellinus, dem er in überströmender Wonne Alles gebeicht hatte. Er hätte ersticken müssen an dem Uebermaße des Glücks. Und Tigellinus hatte ja bei den Manen seiner verstorbenen Mutter heilig geschworen, kein Wort zu verathen.

Acte, die rothverschmürten Füßchen übereinander schlagend, harrte auf ihren Abgott. Jeden Augenblick

konnte er über die Schwelle treten. Die trauliche Marmorbank zwischen den Rosenhecken war sein erklärter Lieblingsplatz. Deshalb pflegte sie hier sein Erscheinen heranzuwarten.

Der Schatten der Sonnenuhr rückte weiter und weiter. Acte, von der Gewißheit berauscht, daß er kommen würde, übersahm ihr Geschick, und sie fand sich beneidenswerth, wie nie eine Sterbliche.

Die sechs Wochen, die nun hinter ihr lagen, waren ein einziger dufstumwobener Traum gewesen.

Sie hatte Alles verwunden, was die Gegenwart mit dem Vergangnen verknüpfte.

Wohl dachte sie noch zuweilen an die trostlosen Tage der Trennung, aber ihr Herz empfand nur eitel Wonne dabei.

Auch ihr Gewissen regte sich nicht im Mindesten.

Sie wußte zwar, daß sie als gläubige Nazarenerin sündigte, wenn sie in Liebe den Mann umfing, der nicht allein vor dem Gesetze Christi, sondern auch vor den Göttern des Heidenthums der Gemahl einer Andern war.

Sie wußte das, aber — sie fühlte es nicht; wenigstens dann nicht, wenn sie an Ihn gedachte, den sie über alle irdischen Grenzen hinaus anbetete.

Ein Blick aus seinen herzbezwingenden Augen genügte, um den letzten Rest ihrer Selbstanklagen über den Haufen zu stoßen.

Hatte sie nicht Alles gethan, den Kaiser zu meiden?

War sie nicht Willens gewesen, nach Sicilien zu flüchten, wo nie ein Strahl seiner berauschenden Gottheit sie erreicht haben würde?

Nur Abschied hatte sie nehmen wollen von diesem zauberisch holden Antlitz, das gleich von Anfang ihr höchster Himmel war, — und nur der Zufall oder die Fügung des Schicksals war es gewesen, was ihn gerade in dieser Abschiedsstunde für ewig an ihr Dasein gekettet hatte.

Ja, für ewig!

Eine solche Liebe konnte nicht enden; nur der Tod vermochte gewaltsam auseinander zu reißen, was für alle sonstigen Mächte der Erde unlöslich blieb.

Und dann: raubte sie ihn denn wirklich seiner herzengfühlen Gemahlin? Hatte sein ganzes Wesen nicht von Anbeginn ihr gehört, ihr, der Niedriggeborenen? Hatte Octavia ihn jemals auch nur halb so verstanden, wie sie?

Zumal seit einigen Wochen, seit vierzehn Tagen vielleicht. So lange war's her, daß im Verhalten der jungen Kaiserin eine gesteigerte Schroffheit sich ausprägte. Sie behandelte ihren Ehegemahl geradezu feindselig. Schlaflosigkeit und häufig wiederkehrende Kopfschmerzen vorschüßend, hatte sie ihre Gemächer ganz von denen des Imperators getrennt . . .

Ja, die bleiche, herzlos-öde Octavia theilte mit Claudius Nero den Thron und die äußerlichen Ehren der Kaiserherrschaft; sie erschien ordnungsgemäß ihrem Gatten



zur Seite, wo Sitte und Herkommen dies erheischten; sonst aber besaß sie Nichts von dem Herrlichen, Nichts . . .

Acte wußte nicht, was Octavia inzwischen erlebt hatte. Wenn sie's geahnt hätte, sie würde sich wohl gescheut haben, die junge Kaiserin herzlos und öde zu nennen.

Genau vor dreizehn Tagen war es gewesen. Tigellinus hatte bei Octavia heimlich um eine Audienz nachgesucht. Er schützte wichtige Staatsangelegenheiten vor, bat die Fürstin, ihre Freigelassene Rabonia und die beiden Sklavinnen aus dem Decus zu schicken, und begann hiernach mit einer gemessenen Höflichkeit, wie folgt:

„Herrin, ich fühle die Pflicht, Dir eine entseßliche Mittheilung zu Füßen zu legen, eine Mittheilung, die leider nur lückenhaft sein wird, da mir ein unverbrüchlicher Schwur gebietet, den Namen der Sünderin zu verschweigen.“

„Was giebt's?“ fragte Octavia.

„Etwas Alltägliches, und doch ein Elend für die Herrin von Rom, ein Mißgeschick, das sich nicht aussagen läßt.“

„Du scheinst bewegt. Hab' ich Dir dennoch Unrecht gethan?“

„Unrecht, Herrin, Unrecht bis in den Grund meiner Seele hinein, wie mir so viele Unrecht thun, die nicht den wahren, echten, redlichen Tigellinus kennen, sondern die gesellschaftliche Maske, die meinen Namen trägt. Schwöre mir, Herrin, daß Du Alles geheim halten willst . . .!“

„Ich schwöre.“

„So wisse, dein Herr und Gemahl liebt eine Andere, — ein junges, schönes, liebreizendes Geschöpf, aber nicht werth, Dir das lichtbraune Haar zu strähnen. Sein heißes Gemüth ist Dir allemig verloren: sie hat ihn verzaubert, wie Kirke die Kampfgenossen des Dulders Odysseus. Du schwankst? Du taumelst? Fasse doch Muth, und vertraue mir! Siehe, hier schlägt noch ein Herz, das mit Freuden für Dich, sein Alles, den Tod erlitte.“

Halb ohnmächtig war sie in seine Arme gesunken. Berauscht von der Wonnickeit dieser Berührung hatte er sie voll Ungefühls an sich gepreßt.

Sie stieß ihn zurück.

„Glender!“ sprach sie mit zuckender Lippe. „Und wär' er sechshundert Mal schlechter und treulos, als Du ihn schilderst: — ich zum wenigsten will ihm treu sein bis zur letzten Minute. Wessen erfrest Du Dich? Nur dein Blut könnte diese Besudelung abwaschen, — aber ich will kein Blut. Jupiter in seiner hehren Gerechtigkeit wird Dich schon züchtigen.“

„Herrin . . .“ stammelte Tigellinus.

„Laß mich allein!“

„Und so hätte ich nichts zu hoffen, — auch dann nicht, wenn ich's bewiese, daß Nero Dich in offener Schamlosigkeit betrügt?“

„Wenn Du nicht gutwillig gehst, so ruf' ich um Hülfe,“ sagte Octavia, in der ganzen Fülle ihrer jugend-schönen Majestät aufgerichtet. „Haben denn früher hier solche Dirnen gehau't, daß ein Mensch wie Du sich erdreisten darf . . .“

„Ich gehe, Octavia,“ zischte der Agrigentiner. Er war bleich wie der Tod. „Ich gehe! Auf Wiedersehn!“  
. . . Von diesem herzbeklemmenden Vorfall wußte Acte nicht das Geringste.

Für sie war Octavia nur das arme Geschöpf, das von Gott nicht bestimmt war, das liebeverlangende Herz des Kaisers zu begreifen und auszufüllen.

Daß sie selber, die Niedriggeborene, dies so vollkommen vermochte, betrachtete sie als ein unverdientes Gnadengeschenk des Himmels.

Sie schwindelte jetzt bei dem Gedanken ihrer maßlosen Seligkeit. Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Gott der Gnade,“ flüsterte sie, „verzeih' mir mein Glück! Oder wenn Du's nicht kannst, so laß mich im Jenseits für jeden Tag dieser Wonne hundert Jahre lang büßen, — unmenschliche Qual, — bis ich dann endlich, endlich, endlich wieder mit ihm vereint werde! Ich will ihm auch unermüdtlich in's Ohr flüstern, daß Du in Knechtsgestalt hernieder gestiegen bist, um uns loszukaufen von der Last unserer Sünden! Seine Seele will ich erretten, — ach, leider aus Selbstsucht; denn was wäre der Himmel mit all' seiner Herrlichkeit ohne den Ein-

zigen, den ich liebe, wie nichts auf der weiten, unermeßlichen Welt!“

Nun blinkte ein sonniges Lächeln über ihr Antlitz. Es war ihr, als habe der Christen-Gott sie erhört; so heilig klang es in ihrem Herzen, so göttlich ruhig.

Sie sprang empor. Im Peristyl ertönten die Schritte Phaon's, des treuen Sklaven, den Claudius Nero mit der Verwaltung der kleinen Villa betraut hatte.

Die Harrende wußte, was diese Schritte besagten.

Vom Söller des Obergemaches hatte Phaon die wohlbekannte Sänfte erblickt, unter deren halbseidenen Vorhängen sich die Apollo-Gestalt des jungen Kaisers verbarg. Die vier Lusitanier, in unauffälligem, grauem Gewand, die ihn trugen, waren verschwiegen; Niemand kümmerte sich darum, wenn diese Lectica durch's Ostium in den halb überdachten Hof schlüpfte.

Acte schritt durch das Peristyl bis an den Corridor. Hier gewahrte sie hochklopfenden Herzens, wie ihr Geliebter in blumiger Tunica, die weiße Toga nur auf dem Arme haltend, der Sänfte entstieg und geraden Wegs nach dem zauberhaften Gemach schritt, wo der fünfarmige Leuchter bereits sein mildes Licht über die Wandbekleidung und das kostbare Mobilien goß.

Das helle Blut stieg ihr in's Angesicht.

Ja, da draußen, unter den Steineichen, zwischen den duftigen Rosenhecken, am Springbrunnen, war es entzückend, Hand in Hand zärtlich zu plaudern und sich

zum tausendsten Male zu sagen, daß man sich rasend, über alle Begriffe lieb habe.

Hier aber in dem stillen Gemach, wo das heimliche Liebesgeflüster so märchenhaft, so gedämpft klang, hier berauschte es Sinn und Seele noch unwiderstehlicher; auch hatte man nicht zu befürchten, es werde der Blick einer lauschenden Dienerin frech in die süße Verschwiegenheit dieses Glückes hereindringen.

Die kleine buckelbeschlagnene Thür hatte sich hinter den Weiden geschlossen.

Der Armleuchter an der purpurdurchwirkten Schnur leuchtete friedsam und klar, wie die milde Scheibe des Vollmonds.

Auf dem glänzenden Citrustische, unter dem florüberkleideten Fenster, stand eine silbergetriebene Kanne mit hellenischem Wein, zwei schlangenfüßige Schalen und zwei bläulich-schimmernde Murrha-Gefäße. Vor dem rosenfarbig gepolsterten Sigma, rechts neben dem schwellenden Ruhebette, befand sich ein ähnliches Monopodium mit duftigen Früchten und einer Flach-Schüssel hartgebaknen Citronen-Kuchens.

Nero setzte sich auf die Kante des Lagers, umschlang seine frühlingsholde Geliebte mit jugendkräftigen Armen und drückte sie bebend an seine Brust.

„Hab' ich Dich endlich, endlich wieder?“ flüsterte er bewegt.

Er küßte ihr schämig gesenktes Antlitz, ihre schneeigen

Schultern, ihr unvergleichliches Haar, das breit gelöst über den Nacken rollte.

Sie aber schmiegte sich auf sein Knie, strich ihm lächelnd über das volle Gelock, und hing sich dann im Hochgefühl des Besitzes stürmisch an seinen Hals.

Das war es ja, was ihn im Wesen Acte's immer und immer wieder so heiß entzündete: diese holdselige, zaghafte Scheu, diese jungfräuliche Befangenheit, und gleich darauf die hingebungsvolle Kraft einer Liebe, die keine Schranken kennt.

Nun folgte mit betäubender Innigkeit die ewig wiederkehrende Frage des Imperators:

„Hast Du mich lieb? Hast Du auch manchmal an mich gedacht?“

„Unablässig, jede Sekunde lang,“ flüsterte Acte, vor Wonne vergehend. „Aber Du? Du da draußen in der vornehmen Welt, wo die schönen Frauen und Mädchen wie Blumen sprießen, wo die Huldigungen auf jedem Schritte Dir nachfolgen, wo die tausendfältige Sehnsucht allenthalben Dir Neze wirft —?“

„Himmlische Acte, Du übertreibst diese Dinge. Wahrlich, ich sage Dir, käme die Schönheit aller Weiber, vom Tanais bis zum Gestade des Oceans, zusammengefaßt in einem einzigen liebreizenden Wesen, — ich würde sie dennoch verschmähen, und der göttlichen Aphrodite zuzurufen: ‚Al! deine Meisterwerke sind Stümperei, verglichen mit Acte, dem wonnigen Blondschatz, dessen große Pu-

pillen so tief in die meinen schau'n und mir so lieblich zulächeln: „Cäsar, hier ist deine Heimath!“ —“

„Ja, das ruft mein Antlitz Dir zu! Ich liebe Dich von Grund meiner Seele aus — Du süßer, herrlicher Mensch! Dein bin ich und bleib' ich, und gälte es meinen ewigen Untergang! Zerbrich mich, Nero, zerbrich mich! Das wäre ein glückseliger Tod!“

Wie schön sie war, diese mädchenhaft erröthende Acte, wenn so die Liebesgluth eines unverkünstelten Herzens ihr gleichsam Flügel verlieh!

Nun schloß sie die Augen, als ob der überirdische Glanz ihres angebeteten Claudius Nero sie blende.

Ihre Wimpern erheben und schimmerten feucht.

Sie athmete tiefer und tiefer, bis sie nach einer Weile entschlummert war, — ein Bild der Seligkeit und des unendlichsten Glücks.

Nero trat zu der silbergetriebenen Kanne, und füllte sich eine der schlangenförmigen Trinkschalen.

Wie er, den duftigen Cyprier hoch in der Rechten, so das reizend schlummernde Mädchen erblickte, das, den Arm in bezaubernder Biegung unter das Haupt geschmiegt, an die schöne Ariadne=Statue im Cubiculum des Palatiums gemahnte; wie er das hold geröthete Antlitz schaute, ihren knospenden Busen, und den halbgeöffneten, Küsse athmenden Mund, der die herrlichsten Zähne freigab, — da ergriff ihn Etwas von jener dichterischen Begeisterung, die ihm oft so unmittelbar neben

dem eignen Erlebniß gedieh, daß ihm die Gegner diese echt künstlerische Veranlagung als Komödiantenthum vorwarfen.

Er führte die Schale zum Munde, leerte sie halb, und schrieb dann, leise murmelnd, die folgenden Verse in seine Tafel:

Ja, beim unsterblichen Zeus, Ariadne bist Du geworden  
Meinem bebrängten Gemüth, das in verzehrender Qual  
Unablässig geschweift durch's Labyrinth der Erkenntniß,  
Ohne der gräßlichen Fahrt irgend ein Ende zu sehn.  
Dich zu verherrlichen, trint' ich den leuchtenden Bacchus: doch  
wahrlich,  
Nimmer gelüstet es mich, treulos wie Theseus zu sein.  
Weh' Dir, erbärmlicher Thor, der blind vom entseßlichen Wahne,  
Die sich zu eigen ihm gab, irren Gebahrens verließ!  
Neu umdräu'n Dich die Wege des trostlos-riesigen Bauwerks,  
Weil Du den Frieden verschmähst, den Dir die Liebe gereicht!

Diese rhythmisch wohlgegliederten Doppelverse, die für eine Improvisation gar nicht so übel waren, erfüllten das Herz des jugendlichen Imperators mit einer Art von transcendenten Verzückung.

Er setzte sich wieder auf die Kante der Bettstatt, und beschaute andachtsvoll das liebliche Räthsel, das ihm in dieser holden, nicht genug zu bewundernden Mädchengestalt entgegenlächelte.

Ihr langhinwallendes Blondhaar, das allein ausgereicht hätte, ein nachtumdunkeltes Weltall mit Poesie zu erleuchten; dieser schwellende Arm; diese Brust, weiß wie



der Blüthenschnee des Aprilmonds — bei allen Unsterblichen, es war wie ein Göttertraum!

Voll heiligen Staunens hielt er den Athem an, die Geliebte nicht aufzuwecken: das Bild war zu sehr über alle Beschreibung herrlich.

Ach, und wie liebte ihn diese Acte! Wie völlig ging sie auf in seinem Besitz! Ihre zerschmelzende Hingebung fand nicht ihres Gleichen im ganzen Imperium!

Plötzlich wurde er traurig.

War es nicht dennoch ein Unglück, dieses Kleinod verbergen zu müssen, als sei die beglückende Liebe zu Acte ein Unrecht? Wenn es denn in der Menschenbrust ein Gewissen gab, das die gute That lobte und die schlechte verurtheilte — wohl: so hatte sich sein Gewissen niemals reiner gefühlt als jetzt; die Gottheit wünschte dann Nichts Vollkommeneres und Gerechteres, als diese heißerglühende Herzensneigung.

Er suchte sich die Erinnerung an Octavia herauf zu beschwören, und so die Probe zu machen, ob sich noch irgendwo eine Stimme erhöhe zu Gunsten der unglückseligen Gattin.

Aber alles blieb stumm.

Acte war sein Traum und sein Leben, und da er sie liebte, kannte er fürder nur Eine Pflicht: durch Acte glücklich zu sein und die Geliebte glücklich zu machen.

Abermals lehnte er so eine Weile in Betrachtung versunken. Wie war sie himmlisch, einer kaum erschlossenen

Frühlingsrose vergleichbar! Wie war sie jung! Aber ach — nur den Göttern der hellenischen Sagenwelt war ewige Jugend eigen! Dieses liebliche Mädchen, das so ganz Blüthe war und so völlig die Aetherlüfte des Olympos zu athmen schien, würde trotz all' seines Liebreizes dem nagenden Einfluß der Jahre nicht widerstehen können. Diese schimmernden Wangen sollten allmählich verblassen, die ganze holdselige Zaubergestalt verwelken, verwittern . . . Und am Ende der schauerhaften Entartung stand ein hohlhängiges, bleiches Gespenst: der Tod.

„Weh' mir, der Tod!“ murmelte Nero. — „Um so sehnsuchtstrunkner will ich das Leben umfassen, so lang' es mir leuchtet. Acte, beneidenswerthes Geschöpf! Nach deinem Glauben ist der Tod nur ein Uebergang in ein besseres Sein, und das Verwelken des Leibes gleicht der Verpuppung der Raupe, die späterhin als strahlender Schmetterling zur unsterblichen Sonne schwebt. Ach, könnte ich glauben, wie Du! Nicodemus, dein ehemaliger Herr, hat mir — wie oft! — zu beweisen versucht, was leider, leider nicht zu beweisen ist: die ewige Seligkeit in den ambrosiischen Hallen des Jenseits. Wo ich ihm Zweifel entgegenschleuderte, hob er, einer Sibylle vergleichbar, die Finger der rechten Hand, und sagte prophetisch: ‚Herr, Du mußt glauben!‘ Er begreift nicht, welchen Widersinn diese Worte enthalten. Es ist, als ob man dem Kranken zuriefe: ‚Du mußt nun gesund sein!‘ Er hat mich abgestoßen mit seiner Unlogik.

Acte freilich könnte dasselbe sagen, und würde mein Herz berücken, denn bei ihr vernähme ich nichts von dem Widerspruch der Gedanken, sondern nur die Tiefstönigkeit ihres Glaubens . . . Sterben, sterben . . .! Für ewig dahin gehn mit Allem, was man gefühlt und gedacht und geträumt und geliebt hat! Es ist seltsam, wie mir das an die Seele faßt. Sonst verstand ich es doch, wenn mir Seneca nachwies, daß der Untergang unseres Ich kein Uebel bedeute. Seit ich Acte besitze, möchte ich ewig leben. Ewig um ihretwillen.“

Er beugte sich über die Schlummernde und küßte sie wie von Sinnen. Sie schlug die Augen auf, streckte ihm festig lächelnd die Hände entgegen, umschlang ihn und zog ihn liebend zu sich herab.

Jetzt nahm auch sie von dem Weine, den er ihr darbot. Sie trank wie eine Verschmachtende. Dann lohnte sie's dem Geliebten mit einem duftigen Kuß, hieß ihn an ihrer Seite verweilen, und blickte ihn, halb sich aufrichtend, wonnevoll an.

„Acte,“ sprach er, mit ihrem goldigen Haar spielend, „Acte, mein Stern, mein Liebchen, mein Alles — bist Du glücklich?“

„Unendlich glücklich.“

„Hast Du irgendwie einen Wunsch, den Du geheim hältst?“

„Nein . . .“

„Acte, ich sehe, wie Du erröthest. Sprich mir die Wahrheit!“

„Nun, ich dachte, wie es doch herrlich wäre, wenn ich Dich manchmal begleiten dürfte, — zum Beispiel in's Marsfeld . . . Ach, weißt Du noch, — die selige Stunde im Gezelte des Magiers? Aber das geht ja nicht . . .“

Nero stützte sein schönes Jünglingshaupt in die Rechte.

„Das geht nicht?“ frug er, dem jungen Mädchen das Kinn streichelnd. „Wer, vieltheure Acte, wollte mir's wehren?“

„Deine Mutter, — Octavia, — der hohe Senat — was weiß ich!“

„Ich will Dir beweisen, wie schwer Du Dich im Irrthum befindest. Ich bin der Herr, und mir gehorcht das Prätorium und das redliche Volk. Morgen kann ich nicht . . . Morgen speise ich bei Thrasea Pätus. Uebermorgen jedoch finde ich einen Vorwand . . . In der vierten Nachmittagsstunde hol' ich Dich ab in die Prunk-Alleen des Campus.“

„Ach, wie reizend!“ Sie klatschte in beide Hände. Es war ihr in der Abgeschlossenheit ihres Landhauses doch mitunter recht einsam geworden, obgleich der vortreffliche Phaon, ihr Oberflave, sie in Staatsgeschichte und Naturwissenschaft emsig und mit gutem Erfolg unterrichtete.

„Nun seh' ich, daß Du um meinetwillen was wagst,“  
stammelte sie verzückt. „Aber ich will nicht Mißbrauch  
treiben mit deiner Güte. Vorsicht heißt die Mutter der  
Weisheit. So viel es an mir liegt, soll mich keiner der  
widerlichen Gaffer erkennen, die sich allenthalben heran-  
werfen. Ich will mich verschleiern . . .“

„Mach', was Du willst! Jetzt aber — nur noch  
ein Viertelstündchen in süßem, weltvergessenem Geplauder!  
Ach, die Zeit meines Glückes ist leider noch immer ein  
achtfach geflügelter Hermes!“

„Nero, mein Herr und Gott!“

„Acte! Acte!“

## Zwölftes Kapitel.

In rosigster Laune kehrte der Imperator zwei Tage später nach der Villa seines sehnüchtig harrenden Mädchens zurück.

Noch stand die Sonne zwar hoch, aber ein köstlicher Seewind strich seit der vierten Morgenstunde vom tyrrhenischen Meere herüber, athmete weich und erfrischend durch die hohen Cypressen und zerstreute den Duft der Purpurosen, wie ein übermüthiger Knabe, in alle Winkel des Gartens.

Die prächtige Sänfte, von acht Lusitaniern in halbseidenen Veilchen-Kostümen getragen, war mit sammt den glänzend ausgestatteten Sklaven ein Geschenk des Kaisers für seine maßlos geliebte Acte.

Er sagte ihr dies, nachdem sie zusammen das Tragbett bestiegen und die veilchenfarbenen Gardinen so dicht geschlossen hatten, daß ohne besondere Anstrengung Niemand hereinschauen konnte.

Sie dankte mit einem glühenden Kusse, — aber doch

so, daß er fühlen mußte, dies kostbare Geschenk sei ihr Nichts im Vergleich mit dem Glücke, das sie an seiner Seite und im Vollbesitz seiner Liebe empfand.

Mit einem Male schmiegte sie sich erröthend an seine Brust, lieblos'te seine Wange und sagte dann halblaut:

„Es ist doch gerade als ob wir verheirathet wären, richtig vor Gott und seinem Gesetz! Ach, Nero, würde das himmlisch sein . . . Ich — so offen an deiner Seite, durch's weite Rom . . .! Mir schwindelt, wenn ich nur daran denke. Laß mich um Fingersbreite noch den Vorhang zurückziehen! Mein Schleier ist dicht genug: man erkennt mich nicht.“

„Ganz wie Du willst,“ versetzte der Kaiser. „Deine Stimme betrachte ich als die Stimme des Schicksals.“

„Auch sieht man so viel besser das blühende Rom, und die herrlichen Prunkpaläste, und die Bürger in ihren glänzenden Togen . . . Dort — beinahe vor uns — erhebt sich der Aventin mit seinem Diana-Tempel; und drüben, links, der langgestreckte Janiculus. Wie schön sich hier die schwarzblauen Schatten gegen das Licht abgrenzen! — Sprich, kommen wir über das Forum? Ich hätte Lust, dein fürstliches Heim zu schauen, und mir so einzureden, auch ich hätte ein Recht, die Schwelle des Palatiums zu überschreiten.“

„Das hast Du, Acte!“

Sie verschloß ihm den Mund.

„Rede nicht!“ bat sie schmeichlerisch. „Genug, daß ich

die unglückliche Octavia aus deinem Herzen verdrängt habe! Genug, und mehr als genug! Aber siehe, ich stirbe lieber, als daß ich zugäbe . . . Nein, das Palatium ist der Tempel der Schuldlosen, und ehe ich sie verfolgte bis in ihr Heiligthum, eher wollt' ich zu ihren Füßen den grausamsten Tod erleiden.“

„Sprich nicht so thöricht! Wenn sie nun die Absicht hätte, dies Heiligthum rückhaltslos aufzugeben? Wenn sie flüchten wollte, so daß ich inmitten dieses cäsarischen Glanzes allein stünde . . .?“

„Das wird sie nicht! Aber jetzt biegen wir ein . . . Das ist die Via Sacra . . . Und dort, vom Tempel der Dioskuren beschirmt, ragt die ehrwürdige Hofburg der Imperatoren zum Himmel auf. Die Hofburg meines glühend geliebten Nero!“

Plötzlich fuhr sie zurück.

„O, wie verdrießlich!“

„Was hast Du?“ fragte der Imperator.

„Das war Pallas, der Vertraute der Kaiserin-Mutter. Er kam unmittelbar an unsrer Lectica vorüber. Er hat mich erkannt.“

„Du bist ja verhüllt, wie ein ägyptisches Zauberbild.“

„Nicht ganz so, — und Pallas hat scharfe Augen. Ich erzählte Dir schon . . .“

„Ja, Du erzähltest mir, daß auch er sein Antlitz emporgehoben zu der himmlischen Acte. Wie muß er unglücklich sein! Ich beklag' ihn aus vollstem Herzen.“



„Gleichviel, er hat mich erkannt, und ich fürchte . . .“

„Was denn, mein zaghaftes Reh?“

„Er wird uns zu Schaden suchen . . .“

„Bin ich nicht Kaiser?“

„Das wohl . . . Aber gerade als Kaiser hast Du schon Feinde genug, so daß ich's für überflüssig erachte, auch dem Privatmanne Widersacher zu schaffen, — dazu noch so unheimliche, wie diesen finsterblickenden Pallas.“

„Du überschätzt ihn. Zudem, wenn er Dich auch erkannt hätte, wüßte er dann etwa sofort, wer dein Begleiter wäre? Verlaß Dich darauf, seine Vermuthung, ich sei in die Freigelassne des Nicodemus verliebt, war nur ein ganz vorübergehender Einfall. Er sucht seinen Rivalen wo anders. Daß er Dir aber auch nur ein Härchen deines goldschimmernden Hauptes krümme, das wird Claudius Nero zu hindern wissen.“

„Du hast Recht,“ flüsterte Acte. „Frisch und vertrauend, das sei unser Grundsatz! Allgütiger Himmel, wie schön das ist! Das ganze Marsfeld ein einziger, blüthenbesä'ter Garten! Dort die Platanen, die Steineichen! Hier die flammigen Blumen zwischen den Rasengründen! Und hier die Buchbaumfelder mit ihren künstlich ausgeschnittenen Figuren!“

„Siehst Du dort das riesige C. N. C. vor den Säulen der Marmorhalle?“

„Das bedeutet ‚Claudius Nero Cäsar!‘“ jubelte Acte.  
„Die ganze Pracht und Herrlichkeit dieser Welt scheint

nur dazu da zu sein, um Dir zu huldigen, mein Einzig-Liebster!“

„Und doch bist Du in all' dieser Pracht die einzige Perle, die mich wahrhaftig beseligt.“

Sie sah zu ihm auf.

„Ist's auch wahr?“ fragte sie schalkhaft.

„So wahr die Maisonne uns zu Häupten, und ein ewiger Frühling uns in den Herzen glüht! Acte, Acte, mit Worten ist's ja nicht auszusagen, wie ganz und gar ich ein Andern geworden, seit Du mich liebst! Ich verstehe jetzt die Natur und mich selbst; das ewige Sehnen, das durch den Weltraum geht, ist mir kein Räthsel mehr. Und so glaube ich auch: die Sehnsucht, das Verlangen, der Wille nach Glück ist der einzig wahrhaftige Kern unseres Wesens. Leben ist Lieben, Leben ist Wollen. Und lehrt ihr Nazarener denn etwas Anderes, wenn ihr dies Wollen noch hinausverlegt über die Todesstunde, wenn ihr ein ewiges Wollen, ein ewiges Leben hofft?“

Acte, von unsäglicher Lust durchschauert, lehnte ihr händerumflochtenes Köpfchen an seine Schulter.

„Dort ist das Zelt des Aegypters,“ fuhr Nero in verändertem Tone fort. „Wenn ich bedenke, wie dreist der pfiffige Nicodemus über dein Glück verfügte! Schmachvoll! Der Gerechte und Weise hatte nur außer Betracht gelassen, daß ein reines Mädchenherz keine Waare ist, die man verschachert, sondern ein Schatz, der sich aus freiem Antriebe verschenkt . . .“

„Nein, nicht aus freiem Antrieb, sondern weil ihm die Liebe ihr unabweisbares Joch auferlegt. Ach, ich liebte Dich wie von Sinnen . . . Hättest Du damals mich bei der Hand gefaßt, — ich wäre Dir blindlings gefolgt bis an's Ende der Welt . . .“

„Ja, ich hab' es versäumt . . .“ murmelte Nero betrübt.

Dann sich aufraffend:

„Schäme Dich, thörichter Knabe! Alles besitzest Du, und willst Nänien und Trauergefänge anstimmen? Laß uns fröhlich sein, Acte! Laß uns die Gegenwart voll und verschwenderisch auskosten! Wehmüthige Gedanken sind albern, wenn Liebe bei Liebe ist. Ja, dort steht das Zelt des Aegypters, — aber ich lache darob! Bin ich nicht tausendmal glücklicher als im verwichenen Herbst? Weiß ich nicht, was ich damals nicht ahnen konnte: daß Du mich liebst?“

„So gefällst Du mir! Ach, wie es hier glänzt und leuchtet zwischen den Baumgängen! Ueberall prangt mein Geliebter — in Marmor, in Bronze, in Silber, in Gold, — und überall ist es der gleiche, anbetungswürdige Heros. Du hast den bezauberndsten Mund, den ich jemals erblickt habe. So wonnige Rippen — wie zum Kusse geschaffen, zum Gesange und zur Beredsamkeit. Nero, ich werde noch wahnsinnig vor Selbstüberhebung und Stolz. So weit die bewohnte Erde reicht, tönt dein Name, dein himmlisch-süßer, göttlicher Name . . . ‚Nero!‘ murmelt der Lusitanier, und Ehrfurcht beugt ihm beim Anblick deines Bildes die

Kniee. ‚Nero‘ klingt es in Asien und Afrika; ‚Nero‘ in Gallien, und jenseits der Grenze bei den Germanen . . .“

„Die nun allerdings ihre Kniee vor dem Standbild des Kaisers nicht in Bewegung setzen!“

„Nicht? Weshalb nicht?“

„Weil sie ein freies Volk sind, und den römischen Adlern keinerlei Heerfolge leisten.“

„Du zeigtest mir doch jüngsthin vom Söllergemach einen thattischen Edlen in römischer Rüstung?“

„Das war Giso, der Sohn des thattischen Häuptlings Vollarus. Giso thut bei uns Dienste, um die römische Sprache und die römische Kriegswissenschaft zu erlernen und dann im Heimatlande seine Erfahrungen nutzbar zu machen.“

„Du gestattest ihm das?“

„Weshalb nicht? Wenn ich's ihm weigerte, sähe das nicht darnach aus, als ob das römische Reich die germanischen Völkerschaften an seiner Grenze fürchtete?“

„Da hast Du Recht, — ich überlegte das nicht.“

„Uebrigens hat uns dieser jugendmuthige Thatte schon redlich gelohnt, was wir ihm beigebracht — im Ostland gegen die widerrwärtigen Parther, und weiter nordwärts gegen zwei sarmatische Stämme, die keinen Respekt vor der römischen Größe zeigten.“

„Ach,“ seufzte das junge Mädchen, „wie wollte ich glücklich sein, all' diese Erwägungen mit Dir theilen zu können!“

„Merkest Du denn nicht, daß ich selber aufgehört habe, sie ernst zu nehmen? Du und die Schönheit der

ewig jungen Mutter Natur, die mir ein ohnmächtiger Versuch bedünkt, deine Herrlichkeit nachzustammeln, — das ist meine Welt, meine Gegenwart, meine Zukunft. Sieh' doch, wie es da plötzlich aufleuchtet am Giebel des alten Minerva-Tempels! Die Sonne schreitet nach Westen, und so ist es, als riefte die Göttin der Weisheit mir selber Beifall mit den Flammen ihres nachtverschehenden Lichtes.“

„Ja, die Gegenwart und die Zukunft! Heute Abend im Säcuber lass' ich sie hochleben, — so laut und so lange Du willst. Aber sag' doch, wer ist das üppige Weib, das sich dort an der Seite der zierlichen Orientalin dahintragen läßt, — die Sänfte in Blafroth, die Träger in Braungelb . . . ? Sie ist schön, — aber der lodernde Blick ihrer Augen erschreckt mich . . .“

„Hörtest Du nie von Poppäa Sabina, der Gattin des Otho, meines Jugendgespielen?“

„Doch, doch . . . Aber sieh' nur, wie sie Dich anschaut! Sie muß Dich von Weitem erkannt haben. Wie Zorn bebte es über das stolze Gesicht . . .“

„Was thust Du?“

„Ich halte den Vorhang zu, bis wir vorüber sind . . .“

„Damit sie doppelt aufmerksam wird . . .?“

„Damit ihr böser Blick Dir Nichts anhaben kann. Sprich, Nero, kömmt Du öfter mit ihr zusammen?“

„Sehr selten, und zudem bin ich gegen die bösesten

Blicke so sicher gefeit, als trüg' ich ein Amulet auf der Brust.“

„Wir Nazarener glauben nicht an die Wunderkraft dieses Landes,“ versetzte Acte. „Aber wolltest Du eine Locke von meinem Haar schneiden, und sie allezeit bei Dir führen — ich dächte, das mißte Dir Glück bringen.“

„Heute noch raub' ich mir diese Locke. Sie wird mich schützen, wenn Alles um mich in Trümmer fällt.“

„Sag mal, wer war denn die Dunkelhaarige, die neben ihr saß. Die hatte auch einen Blick . . . ich weiß nicht, die Beiden passen zusammen!“

„Meinst Du? Das war Hasdra, die Vertraute der Poppäa Sabina . . . Man sagt ihr nach, sie sei bis über die Ohren in Pharax verliebt . . .“

„Pharax?“

„Nun ja, Pharax, der neugebackne Centurio der Leibwache . . .“

„Der nämliche . . .? Aber nein, der war doch damals noch Soldat in der Stadt-Cohorte.“

„Doch, doch, derselbe, der damals den Artemidorus führte. Wer sich der Gunst der Kaiserin Agrippina erfreut, der macht rasche Fortschritte auf dem Wege zur Höhe . . .“

„Nun, ich gönne die Hasdra dem Pharax und den Pharax der Hasdra. Weißt Du, Nero, ich möchte Alles

umher recht von Herzen glücklich und froh sehen. Ach, wenn ich zu gebieten hätte, gäb' es kein Weh und kein Jammern mehr; nur sonnige Luft, nur ambrosisches Saugzen . . .“

„Dann fall' dem Tod in den Arm, wenn er der Mutter das blühende Kind hinwegmäht, und dem Vater den vortrefflichen Sohn! Dann schaff' die thörichten Hoffnungen aus der Welt, und die Krankheit, und das markverzehrende Alter . . .!“

Das war der letzte ernstere Klang in ihrem Geplauder. Wie schwellend reichten die Ulmen, die Pinien, die Ahornbäume sich die gewaltigen Äste über den wohligh beschatteten Weg hin! Wie öffneten jede neue Wendung der Sänfenträger entzückende Fernsichten, bald auf den fünfzackigen Berg Soracte, bald auf die Höhen von Alba oder die langgestreckte, malerisch zerklüftete Hügelreihe Sabinums! Der Thurm des Mäenas hob sich stolz wider den blauen Hintergrund ab — und rings, so weit das Auge reichte, Blume an Blume, Ranke an Ranke, üppiges Frühlingsgrün, so recht eine Welt zum traumverlorenen Genießen.

Noch eh' die Sonne sich bis zum Scheitel des Mons Janiculus herabgeneigt hatte, war das glückselige Paar wieder daheim in der Villa jenseits des Drususbogens.

Nero speiste heute bei Acte. Sie war närrisch vor Freude über diesen reizenden Einfall; ihr Küchenmeister

Hatte für ein erlesenes Mahl geforgt. Mit eigner Hand goß sie ihrem Geliebten den köstlichen Wein in die Schale: — campanisches Vollblut, gekeltert beim Regierungsantritt des Kaisers Claudius; dann Neben aus der Zeit des Augustus; und schließlich als Perle des Frohgelages Falerner, nach den eh'vorletzten republikanischen Consuln betitelt.

„Welch ein herrlicher Tag!“ jauchzte Acte. „Es lebe die Gegenwart und die Zukunft! So hatten wir's ausgemacht in der Sänfte.“

Er leerte den Becher bis auf den Grund, und stellte ihn dann energisch zwischen die Fruchtschalen.

„Komm!“ seufzte er, und drückte ihr einen Feuerkuß auf die Kehle.

Sie betraten das Zimmer, — und es war, als hätten sie's kaum erst verlassen. Auch der fünfarmige Leuchter brannte; nur stand schneekühle Milch an Stelle des Weines auf dem kunstvollen Monopodium. Sie schlang beide Arme um seinen Nacken. Dann schien Alles wie gestern zu werden . . .

Da plötzlich klopfte es wider die Thüre, leise, bescheiden, aber doch ernsthaft, wie von Einem, der sich seines Rechtes bewußt ist.

Stirnrunzelnd sprang der junge Cäsar empor.

„Was bedeutet das?“ fragte er, zitternd vor Ingrimm.

„Ich begreife es nicht. Keine unter den Dienerinnen würde es wagen . . . Phaon vielleicht . . .?“



„Phaon,“ sagte der Imperator, „weiß, daß ich ihm strengstens verboten habe . . .“

„So muß es etwas Außergewöhnliches sein, was ihn zum Ungehorsam veranlaßt.“

„Willst Du, daß ich ihm öffne?“

„Tritt an die Thüre und frage bloß . . .“

Sie war bleich geworden bei dem schroffen, unangenehmen Ton, der in die Stille dieser lauschigen Einsamkeit wie der Ruf einer Kriegsdrommete hereingedrungen.

„Ich habe ein Herzklopfen . . .“ sagte sie angstvoll.

Er strich ihr schmeichlerisch über das fluthende Haar.

„Du liebe Thörin! Wovor erbangst Du? Was hienieden soll Dich bedrohen, wenn Du so gut bleibst und so hold wie bisher, und wenn der Kaiser seinen Arm über Dich hält?“

Er trat gelassen zum Eingang, schob den Kiegel zurück und fragte durch die Spalte hindurch:

„Bist Du es, Phaon?“

„Ja, Herr!“ klang's in gedämpftem Tone zurück. „Verzeih' mir, wenn ich im Ungestim der Erregung vergaß, was Du mir anbefohlen. Aber es war in der That ein eigenthümlicher Vorfall.“

„Wart' einen Augenblick!“

Dann zu Acte gewandt:

„Es ist Phaon. Kann er hereintreten?“

Sie hatte eine milchfarbene Palla über die Schultern geworfen.

„Meinetwegen, ja!“ versetzte sie, halb schon neugierig, obwohl die Verstimmung über den plötzlichen Schreck ihr noch in den Gliedern lag.

Der Sklave erschien und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

„Sprich!“ winkte ihm Claudius Nero.

„Die Sache ist schneller erzählt, als die Fabel vom sterbenden Löwen. Ich stehe da just am Vestibulum und schau' so hinaus in den rosigen Abend, Nichts denkend oder doch wenig: da tritt so ein unbekannter Pacubius oder Lucilius, die Kapuze der Pänula halb in's Gesicht gezogen, recht ungebührlisch zu mir heran und fragt barsch, wie ein Packträger: ‚Wohnt hier Acte, die Freigelassne des Nicodemus?‘“

„Und was gabst Du zur Antwort?“ forschte der Cäsar.

„Nun, ich versetzte ihm kurz aber deutlich, er sei ein Flegel.“

„Das muß man Dir lassen, Phaon, Du beherrschest die Umgangsformen! Der Flegel inzwischen — wie verdaute er diesen Brocken?“

„Er stürzte mit einer gewissen Heftigkeit über mich her, packte mich vor der Brust, empfing einige Faustschläge und brüllte dann zornig: ‚Willst Du gar den Beleidigten spielen, Du erbärmlicher Kuppler? Ich stehe hier im Namen höh'rer Gewalten, die Dich zerschmettern können! — ‚Noch ein Wort, und ich hau' Dich fünf bis sechshalb Klaster tief in den Boden hinein!‘ rief ich er-

bittert. Da sah er, ich war keiner von denen, die sich anklaffen lassen, und so ward er denn höflicher. Nach einigem Hin und Her gab er mir eine doppelt umschürte Wachsstafel. ‚Die Sache eilt außerordentlich‘, fügte er ernsthaft hinzu. ‚Das Wohl und Wehe des Cäsars hängt von der pünktlichen Einlieferung ab! Fliege also — und tritt auf wie ein Siegesgewiffer!‘ ‚Verzeih‘ mir — so bin ich denn hergelaufen, deinem Gebote zum Trotz; denn ich dachte, möglicher Weise hat es doch vielleicht Eile damit, und das Schicksal verlangt’s.“

Phaon entfernte sich.

Der Kaiser nahm eins der silbernen Fruchtmesser und zertrennte die seidene Schnur, welche das Briefgetäfel widereinander preßte. Dann las er mit halblauter, ironischer Stimme wie folgt:

„Die ehemalige Sklavin Acte, von dem römischen Ritter Lucius Nicodemus zu ihrer eigenen Verderbniß mit der Freiheit beschenkt, wird hiermit aufgefodert, ihre Beziehungen zu dem erhabnen Beherrscher des Weltreichs augenblicklich zu lösen und den göttlichen Imperator unverzüglich seiner edlen Gemahlin, die verzweiflungsvoll um ihn trauert, wieder zurück zu geben.

Octavia selber weiß, beim allmächtigen Jupiter, nicht das Geringste von diesem Schritte.

Aus eigenem Antrieb vielmehr wendet sich das Gerechtigkeitsgefühl und die Klugheit ehrlicher Vater-

Landsfreunde mit einem geschäftlichen Vorschlag an die Verführerin.

Wenn sich die Freigelassene Acte bereit finden läßt, ihre Wohnung und das Weichbild der Siebenhügelstadt binnen drei Tagen auf Nimmerwiederkehr zu verlassen, so wollen die Partner der jungen Kaiserin Gnade üben, die Freigelassene Acte nicht weiter behelligen, noch etwa sie den Medilen um ihres Wandels willen zur Züchtigung überantworten, sondern vielmehr am Tage des Wegzugs ihr eine Summe behändigen, die ihr auf Lebenszeit ein behagliches Auskommen sichert.

Weigert sich Acte, so mögen die gräßlichsten Folgen über ihr Haupt kommen.

Der ihr diese Wachstafel übermitteln läßt, hat den Willen sowohl als die Macht, auszuführen, was er ihr androht.

Acte wird aufgefordert, heute noch ihren Entschluß dadurch zweifellos kund zu geben, daß sie zu Anfang der zweiten Nachtwache ihren Söller betritt und dem Manne, der diese Tafel ihr hat behändigen lassen, ein vernehmliches: „Ja, ich reise!“ entgegenruft, sobald er, von einem Fackelträger begleitet, am Hause vorüber kömmt. Sein Erkennungszeichen wird sein: Ueber der Pännula ein flammrothes Tuch und das lautgesprochene Wort: „Es reut sie!“

Als Nero geendet hatte, saß Acte wie nieder-

geschmettert auf einem der Bronze-Sessel. Glühende Thränen quollen ihr zwischen den halbgeschlossenen Wimpern hervor.

Nero legte die Wachsstafel ruhig, aber dennoch mit geheimer Beklommenheit auf das duftige Monopodium.

Dann zu Acte herantretend:

„Liebling! Ich kenne die Schriftzüge, so mühevoll sie verstellt sind!“

Das schluchzende Mädchen schaute hastig empor.

Er trocknete ihr mit den Falten ihres Gewandes die zährenbenetzte Wange.

„Es sind die Schriftzüge meiner Mutter, der Kaiserin Agrippina,“ sagte er feierlich. „Mit unsäglichem Sorgfalt hat sie den Griffel geführt; mit berechnender Absicht hier und da eine Linie gegraben, die mich beirren sollte. Aber ich kenne sie — und malte sie ihre Buchstaben mit der Linken. Sieh' doch ihr A und ihr nahezu griechisches S! Zudem: wer sonst sollte in ganz Rom sich erdreisten, solche Ungeheuerlichkeiten an die Braut des Imperators zu richten?“

Acte seufzte.

„Deine Mutter habe ich allerdings noch schwerer zu fürchten, als deine Gemahlin.“

„Octavia ist ernst und gemessen,“ erwiderte Nero. „Ihre Liebe zu mir scheint seit lange im Schwinden. Da hast Du Recht. Eher noch, als an die Urheber-schaft der armen Octavia, würde ich an gewisse Staats-

beamte, an unzufriedene Senatoren und Ritter denken. Es giebt Leute genug, die den übermächtigen Einfluß der Agrippina verabscheuen und vielleicht in der Absicht, unsern Verdacht auf Agrippina zu lenken, derartige Drohbrieife in die Welt setzen könnten. Auch senatorische Damen giebt's, die mit Unlust bemerken, daß ich seit jenem vielversprechenden Anlauf bei Flavius Scevinus mich von jeder Festlichkeit fern halte. Aber all' diese Variationen sind Hirngespinnste. Ich bin meiner Sache gewiß. Auch an verschiedenen Wortwendungen erkenn' ich die trotzige Weise der Herrscherin, die noch nie einen Wunsch geäußert, ohne im nämlichen Augenblick die Erfüllung zu sehen."

„Welch' ein Unglück!“ stöhnte das junge Mädchen.

„Unglück? Wie so? Wer ist Herr und Gebieter in Rom: ich oder Agrippina?“

„Sie ist deine Mutter!“

„Du willst sagen, sie knechtet mich, weil ich bis dahin ihre thätige Mitwirkung bei den Staatsgeschäften geduldet habe? Du irrst, Acte! Was bis heute geschah, das geschah nur um deswillen, weil es meinem Verlangen entsprach. Ich bin kein asiatischer König, dem es Vergnügen macht, bis in die fernsten Provinzen seine unbegrenzte Gewalt fühlen zu lassen. Ich begeistere mich nicht für die umständliche Maschinerie des Beamtenthums, für die Rechtsstreitigkeiten der Bürger und den kleinlichen Ehrgeiz der Offiziere. Was ich in dieser Beziehung ge-

leistet habe, das geschah nur aus Pflicht. Zwischen Seneca und den geheimnißvollen Lucius Nicodemus eingeklemmt, schritt ich vorwärts auf dem einmal betretenen Pfade: aber je mehr die Andern von dem lästigen Reisegepäck mir abnahmen, um so frischer ward mir zu Muth. Ich bin ein Mensch, Acte, ein Freund des Schönen und Edlen, ein Künstler, ein Dichter. Ach, und vor Allem ein zärtlich liebender Tollkopf, dem eine Stunde in deinen wonnigen Armen lieber ist, als hundert Triumphzüge über die Parther. Seitdem Du mein bist, hab' ich die Andern gewähren lassen. Agrippina und Seneca führten das Scepter; kaum noch, daß ich mit Burrus halb im Verkehre blieb und mit dem eifrigen Tigellinus, der mich bei den Soldaten der Leibwache gelegentlich mit tüchtigen Goldspenden in gutes Gedenken bringt. Jetzt aber, da sie das Eine mir rauben wollen, was ich mir vorbehielt, jetzt sollen sie fühlen, daß nur meine Gnade zu dem sie erhoben hat, was sie bedeuten; daß ich der Herr bin über sie alle, und daß ich mein Glück vertheidigen werde bis auf den letzten Blutstropfen.“

„Du wirst Dich zu Grunde richten,“ jammerte Acte. „Steuere nicht wider den Strom! Kämpfe nicht thöricht gegen die wildanstürmende Uebermacht! Nero, mein Liebling, Du täuschest Dich! Glaube mir doch, die Zügel, die Du beinahe schon aus der Hand gegeben, sind nicht im Augenblicke wieder erfaßt, — und eh' sie erfaßt sind, liegt deine Acte zermalmt und zertreten unter den Hufen!“

Er riß sie stürmisch empor. Mit der Linken ihre Hüfte umklammernd, hob er die Rechte und that einen furchtbaren Schwur, daß er sie schützen und schirmen werde bis zum letzten verröthelnden Athemzug.

Nun hing sie wieder selig an seinem Hals und küßte ihn — so süß und so schmeichlerisch, wie nur sie es verstand in ihrer kindlich-holden Vermischung von Jungfräulichkeit und leidenschaftlicher Frauenart.

„Nero, was soll ich thun?“ hauchte sie zärtlich. „Sprich nur! Ich gehorche Dir blindlings, und wüßte ich, daß es mein Tod wäre!“

„Du bleibst ruhig zu Hause,“ lächelte Nero, ihre Küsse erwidern. „Laß durch unsern getreuen Phaon das Ostium und das Posticum doppelt verriegeln! Ich schicke Dir unverweilt ein Duzend meiner Gefolgsleute. Sollte der Unbekannte, wenn Du die Antwort verweigerst, zudringlich werden, so befehlst Du ihm: ‚Packe Dich!‘ Wenn er sich dann nicht ohne Zögern zurückzieht, läßt Du ihn festnehmen. Noch einen Kuß, Acte! Welch’ ein himmlischer Frühlingshauch entströmt deinem Haargelock! Narzissen und Rosen! Ach, und ach! diese Rippen! So, nun sei gutes Muths, mein angebetete! Mädchen, mein wonniger Herzensschatz!“

„Leb’ wohl!“ stammelte Acte. „Leb’ wohl zu ~~mal!~~“

„Diese Wachsafel hier stecke ich zu mir,“ sagte Nero geschäftsmäßig. „Heute noch leb’ ich mit Agrippina.“



Sie wird ihre Urheberschaft nicht ableugnen. Auf alle Fälle soll das Palatium erfahren, wie Nero es aufnimmt, wenn irgend eine sterbliche Hand sich an Acte versündigt.“

Er schwang die Toga über die Schulter und schritt, einen Blick der unendlichsten Zärtlichkeit auf die Geliebte heftend, dem Ausgange zu.

„Flink, Leute!“ herrschte er seine muskelkräftigen Lusitanier an, die auf den Marmorfliesen zwischen den schlanken korinthischen Säulen kauerten.

Sie sprangen eiligst empor und legten sich die Tragriemen über die Schultern.

Nero schmiegte sich in die Polster.

Phaon stand am Seitenrande des Tragbetts; auch die Oberflaven des Atriums und einige Sklavinnen drängten sich dienstbeflissen heran.

Der Kaiser warf eine Handvoll Goldstücke unter die Leute, nickte den üblichen Abschiedsgruß der römischen Großen, und befahl dann mit energischer Stimme:

„Rach dem Palatium!“

### Dreizehntes Kapitel.

Die vier Lusitanier hatten im Ostium ihre Hornlaternen entzündet. Einige Sklaven folgten mit schmalen, hochaufragenden Fackeln.

Die endlose Via Appia, die nach einigen hundert Schritten erreicht war, lag schweigend in ihrer magischen Dämmerung. Milchweiß geballte Wolken, vom Schimmer des Mondes nur an ihren dünneren Schichten durchdrungen, überschwemmten das Himmelsgewölbe. Rechts und links ragten die Grabmäler vor den Landhäusern auf, — düstere Mahnungen an die Vergänglichkeit alles Schönen, an das Recht des Genusses, an die unveräußerlichen Rechte der Leidenschaft. — In der Ferne, jenseits des Tiberis, stieg, wie ein seltsames Wrack in dem versteinerten Meere, das den Cäsar auf seiner nächtlichen Fahrt hier umflimmerte, der Berg Janiculus auf, der Stolze, Trotzige, der allein erhaben schien über den elegischen Schauern dieser dämmernden Mondnacht.

Rechts am Eingang der Via Sacra traf man die

Leibwache, die der Cäsar zum Beginn der ersten Vigilie dorthin bestellt hatte.

Die Prätorianer schlossen sich lautlos der Sänfte an.

Zehn Minuten später hielt das fürstliche Tragbett vor dem fackel-erhellten Vestibulum des Kaiserpalastes.

Seneca, der den Herrscher für heute Abend zu einer wichtigen Besprechung erwartet hatte, eilte mit großer Hast auf ihn zu.

Nero wies ihn ungeduldig zurück.

„Alles Ernste auf morgen! Ich habe noch einige spaßhafte Privatangelegenheiten zu ordnen. Wo ist Octavia? Und wo die Kaiserin-Mutter?“

Seneca drapirte sich vornehm in seine Toga.

„Die Gattin des Imperators,“ sagte er starr und förmlich, „verweilt, wie ich annehmen darf, noch im Decus bei der Kaiserin-Mutter. Wünscht mein Kaiser die beiden erlauchten Frauen zu sprechen? Es ist schon spät, — und ich fürchte, Agrippina ist sehr ermüdet. Nur der Wunsch der Octavia, die heute eigenthümlich erregt schien, ließ sie einige Stunden länger wach bleiben, als gewöhnlich.“

„Verehrungswürdiger Meister,“ murmelte Nero, von Groll erfüllt, „sei so gut und präge Dir die Thatsache ein, daß es niemals ein Ungewöhnliches ist, wenn der Kaiser gelegentlich auf sich warten läßt. Bis heute geschah es zwei oder drei Mal; es wird sich noch oft ereignen, ohne daß mir's genehm wäre, selbst von Dir, den

ich so hoch schätze, heimliche Andeutungen der Mißbilligung zu erfahren. Beim Herkules, ich staune, wie weit es mit mir gekommen ist! Darf sich Claudius Nero etwa geringere Freiheit verstatten, als der Sohn eines Emporkömmlings, dem das leidige Gold in den Senat verhalf?"

Diese etwas ungestüme Erwiderung war aus Rücksicht auf den verdienten Lehrer und Staatsminister in griechischer Sprache ertheilt worden.

„Herr und Cäsar,“ stammelte Seneca in demselben Idiom, „Du verzeihst . . .“

„Laß jetzt die Redensarten, würdiger Seneca! Soll ich Dir Dank wissen, so Sorge für meine alsbaldige Anmeldung! Beide Frauen wünsch' ich zu sprechen, und zwar beide gleichzeitig. Octavia möge daher ruhen, auf keinen Fall, wie dies neuerdings ihre Art ist, durch eine Seitenthür zu verschwinden, sobald ihr Gemahl durch die Hauptthüre eintritt.“

Der Staatsminister senkte das Haupt und schritt eilig durch das halb-erleuchtete Atrium, — die Linke unter den Falten der Toga, in der Rechten die fest aufeinander gepreßten Schriftstücke.

„Ich erwarte Dich später in meinem Studiergemach,“ sagte der Kaiser zu Seneca, als dieser — geradezu außer sich über die Rolle, die man ihm zugetheilt — nach Erledigung seines Auftrages wieder zurück kam. „Ich bin aufgeregt, theurer Meister, namenlos aufgeregt. Vergieb mir, wenn ich Dir schroffer begegnet bin, als meine Ehr-

furcht vor deinem lorbeergetrönten Haupt dies erheischt hätte. Weißt Du, was vorgegangen?“

Seneca zuckte die Achseln.

„Ich ahne es, aber ich darf Dich versichern: meine Hände sind nicht im Spiel gewesen. Ich weiß, mit der Leidenschaft ist nicht zu rechnen: nur einige Rücksichten darf man ihr zumuthen. Daß Du nun heute, an eurem Verlobungstage, so lange von Hause wegbleibst, das überschreitet, meiner Ansicht zufolge, die Grenzen, die selbst ein Cäsar zu achten hat.“

„Unser Verlobungstag!“ rief Nero im Tone ehrlichster Ueberraschung. „Das mußte ich nicht. Auch hat sie keine Silbe davon geredet. Meinnetwegen! Ich will nachher deine Vorwürfe ruhig mit anhören. Also auf Wiedersehen!“

So sprechend trat er über die Schwelle des großen Frauengemachs.

Octavia saß bleich wie ein Wachsbild auf dem silbernen Lehnstuhl.

Ihr Blick haftete unbeweglich an den musivischen Blumen des Fußbodens.

Auch als Nero nun prüfend in der Mitte des Zimmers stehen blieb, schaute sie nicht empor.

Agrippina dagegen schritt in wahrhaft fürstlicher Haltung von der hochgepolsterten Ottomane, wo sie geruht hatte, auf ihren Sohn zu, und wollte eben in der ihr eigenen kategorischen Weise zu reden beginnen, als Nero

Ihr düsteren Blickes die geöffnete Wachstafel entgegenhielt, und mit halblauter Stimme sprach:

„Kaiserin Agrippina, antworte: was bedeutet diese wundersame Epistel?“

Agrippina, wie sie den Sohn hochaufgerichtet, das jugendsprühende Antlitz von edler Blässe bedeckt, so ernst, so menschlich-erhaben vor sich sah, machte unwillkürlich zwei Schritte zurück.

„Mutter,“ fuhr Nero fort, „leugnest Du die Urheberschaft? Ich sehe, daß Octavia um die Angelegenheit weiß: sonst würde sie mich begrüßen, anstatt wie die liebesfeindliche Daphne mit beiden Füßen im Boden zu wurzeln. Also mag's auch in ihrer Gegenwart ruhig erörtert werden. Nochmals: wer hat die Zeilen hier in das Wachs gegraben?“

„Ich,“ versetzte die Kaiserin-Mutter, die Arme kaltblütig unter dem Busen kreuzend.

„So gestatte mir die Bemerkung, daß Du in dieser Zuschrift Lüne anschlängst, die ich zu hören weder gewohnt noch gewillt bin.“

„Galtен sie etwa Dir?“ frug Agrippina spöttlich. „Konnte ich ahnen, daß diese Tafel dem Imperator in die Hand fallen würde?“

„Das konntest Du nicht, — aber ich danke dem Schicksal, daß ich im richtigen Augenblicke zur Stelle war. Das arme Kind hätte sich doch am Ende verblüffen lassen. Wisse denn, Mutter, daß dein geheimer Sendbote die

sehnlichst erhofften Worte ‚Ich werde reisen‘ niemals vernommen wird. Ich, der Kaiser, habe Befehl ertheilt, dem Burschen, falls er zudringlich werden sollte, so die Wege zu weisen, wie das Gesetz dies jedem römischen Bürger, ja dem Fremdling gestattet . . .“

„Du hättest gewagt . . .“

„Ich hab' es gewagt, Mutter, und da es denn doch einmal zur Sprache gekommen, so sag' ich's auch Dir, Octavia! Seit lange bist Du ja doch nur dem Namen nach meine Gattin. Wie also kann es Dich kränken, wenn ich einem so holden, zauberhaften Geschöpf das widme, was die stolze Octavia verschmäht: die ganze Gluth meines liebebedürftigen Herzens? Jede Rücksicht, die ich der Kaiserin schulde, wird ja gewahrt. Meine Vertrauten sind die Verschwiegenheit selber. Prunklos und ohne Glanz betret' ich das stille Haus, wo ich glücklich sein darf, namenlos glücklich, während ich hier nur starren Formen begegne, kalter Gefühllosigkeit, trostloser Rede. Ich mache Dir keine Vorwürfe, gute Octavia! Du bist wie Du bist. Aber nun fleh' ich Dich an, laß auch mich sein, wie der Schooß der Natur mich geschaffen hat! Laß mich lieben, da Du nur denken, Pflichten erfüllen und deinen Göttern gehorchen kannst!“

„Unglücklicher!“ versetzte die Kaiserin-Mutter, während Octavia, ohne nur mit der Wimper zu zucken, sich abwandte. „Lohnst Du mir so, was ich für Dich und deine Zukunft gethan habe?“

Sie packte ihn mit der Faust über dem Knöchel der rechten Hand und zog ihn mit der Leidenschaftlichkeit einer Mänade in die entlegenste Ecke.

„Glaubst Du etwa,“ fuhr sie mit flüsternder Stimme fort, denn sie wollte Octavia, ihre Bundesgenossin, schonen — „glaubst Du etwa, es habe mir Vergnügen bereitet, den Vater Octavia's zum Manne zu nehmen? Claudius war ein Scheusal, hörst Du, ein Scheusal, — ein Stubengelehrter, voll von literarischen Narrenspossen, ein Laffe, der neue Buchstaben erfand, während das römische Volk ihn weiblich auslachte als den Tölpel der Messalina. Diesen Claudius hab' ich nach dem Tod Messalina's geheirathet; ich wurde Kaiserin, — den Stel im Herzen und nur aufrecht erhalten durch den Einen Gedanken: dein Sohn wird vielleicht dereinst zur Herrschaft gelangen . . .“

„Mutter . . .“

„Schweig! Es ist so! Und hiernach — was hab' ich gethan? Jahre hindurch bin ich dem Kaiser Claudius in den Ohren gelegen, den Britannicus von der Thronfolge auszuschließen, und nicht eher hab' ich geruht, bis der halsstarrige Imperator einwilligte und mit Umgehung seines leiblichen Sohnes Dich, seinen Stiefsohn, zum Kronprinzen proklamirte!“

„Ich bitte Dich, Mutter, wozu das Alles?“

„Dabei war nur eine Bedingung: die Heirath mit Octavia, der Tochter des Claudius. Wir gingen sie ein, — denn niemals war eine Tochter ihren Eltern so un-



ähnlich wie Octavia. Höchstens die Schönheit hatte sie von der unseligen Messalina. Sonst aber: beim Jupiter, in ganz Rom giebt es kein Weib, das deiner Octavia an Tugend, Edelsinn und züchtigem Wesen gleiche, — und die Hirnlosigkeit des Claudius ist spurlos an ihr vorüber gegangen. Nach dem Tode des Claudius konntest Du, wenn es Dir absolut unerträglich schien, die feierlich begangene Verlobung lösen. Jetzt ist Octavia dein Weib. Sie liebt Dich; sie entstammt einem der ersten Geschlechter des Hoch-Adels; — und kurz und gut: Du entehrst Dich, wenn Du sie in so frecher Weise verletzest und Liebshäften anknüpfst mit einer hergelaufenen schamlosen Dirne.“

„Deine Rede ist herb!“ rief Nero, sich mit einem kräftigen Rucke losreisend. „Dank' es den Göttern, daß Du die Mutter des Mannes bist, dessen Liebstes Du so maßlos beschimpfst!“

„Ich habe ein Recht dazu. Oder bist Du im Stande, Dich rein zu waschen?“

„Ja, Mutter. Mit einem einzigen Worte. Ich kann ohne Acte nicht leben.“

„Ein Narr bist Du und ein Taugenichts. Ich wiederhole Dir: hast Du denn Alles vergessen, — meine Opfer und Anstrengungen, meine unablässige Fürsorge . . .?“

„Ich weiß seit einiger Zeit, daß der Eifer, mit dem Du gestrebt hast, vor Allem Dir selber galt. Die Mutter eines Imperators zu heißen, in seinem Namen zu herr-

sehen, ihn stets zu gängeln wie ein unmündiges Kind, das war der Traum, der Dir vorschwebte!“

„Wer sagt das?“ rief sie empört.

„Das haben mir Männer gesagt, die jeder Lüge unfähig sind. Ich selber verspüre ja die Wirkungen dieses Traumes. Gleichviel: Du bist meine Mutter, und so hab' ich denn, oft gegen meine bessere Ueberzeugung, Alles ertragen. Jeden harmlosen Anlauf zur Selbständigkeit hab' ich sofort unterdrückt, wenn ich gewahrte, daß ich Dir Schmerz bereitete. Jetzt aber drängst Du Dich mit Deiner Gewaltthätigkeit in Bereiche, wo kein Anderer gebietet, als Nero allein, wo kein Vorwurf ihn hemmen, keine Rücksicht ihn aufhalten wird.“

„Du sprichst wie ein Sinnloser.“

„Es scheint so, aber ich weiß genau, was ich will. Zerreißen will ich den Strick, den Du mir um den Hals geworfen, — ein für alle Mal! Auch die arme Octavia leidet unter der furchtbaren Obmacht deiner eisernen Willenskraft. Diese Obmacht hat uns zur Heirath veranlaßt, — aber sie kann uns nicht zwingen, Liebe für einander zu fühlen, oder nur zu erheucheln . . .“

„Knabe, was soll das?“

„Du hast zu wählen, Mutter! Entweder schwörst Du mir bei Jupiter, dem Rächer der Meineide, daß Du mein theures Kleinod, — die ehemalige Sklavin, wie Du sie nennst — fürder in Frieden lässest, oder noch heute ist es zu Ende mit deinem rechtswidrigen Einfluß auf die

Regierungsgeschäfte. Ich werde dann nicht fernerhin dulden, daß Du mit Seneca über die Zukunft der Rheinprovinzen oder mit Burrus über die Vorkommnisse in der Kaserne der Prätorianer verhandelst. Ich habe Männer zur Hand, die mir droben im Senate ihr Wort, auf der Straße ihr gutes Schwert zur Verfügung stellen, wenn es zur Fehde kommt.“

„Thorheit!“ lächelte Agrippina mit erkünsteltem Gleichmuth.

Sie war blaß geworden bei dieser ungewohnten Sprache des Sohnes; aller Selbstbeherrschung bedurfte sie, um ihre tiefe Erregung nicht merken zu lassen.

„Ich bitte Dich nochmals: wähle!“ heischte Nero voll Ungeduld.

Agrippina, wieder gefaßt, trat auf ihn zu, fuhr ihm wie beschwichtigend über die glühende Wange, und sagte dann mit dem sanftstrafenden Blick einer betäubten Mutter:

„Wie Du Dich aufregst, und da Worte redest so ganz ohne Sinn! Was ist Nero denn ohne die Mutter, die ihn zur Herrschaft emporgeleitet? Sieh' mal: Burrus mit seinen Prätorianern ist mir geradezu blindlings ergeben . . .“

„Was?“ fuhr Nero empor.

„Geradezu blindlings!“ wiederholte sie mit ruhiger Bestimmtheit.

Nero zuckte die Achseln.

„Wie verkennst Du das römische Volk und die Krieger der Leibwache! So lange Nero als dein gefügiger Sohn galt, — wohl! Ganz Rom wußte ja, wie treu ich Dir anhing; also hieß Dir gehorchen auch mir gehorchen. Sollte sich aber, was das Schicksal verhüten möge, je eine Kluft zwischen uns aufthun, — hörst Du, Kaiserin Agrippina? — so werden sich unsre Soldaten erinnern, wem sie den Eid geleistet, — Dir oder mir!“

„Streiten wir nicht!“ sagte Octavia, zum ersten Male das Wort ergreifend. „Ich erwarte hier weder Drohungen noch rhetorische Phrasen, sondern ganz ohne Umschweif einen entscheidenden Abschluß. Hast Du denn keine Empfindung für die entsetzliche Schmach, die Du uns anthust? Nero, der Imperator, der Gatte Octavia's, liebt eine niedrig geborene Magd . . .!“

„Ich darf Dir bekennen,“ sagte der Kaiser in herber Verbitterung, „daß diese niedrig geborene Magd wenigstens Eins versteht, was vielen sehr hochgeborenen Damen des senatorischen Standes abgeht: zu lieben und glücklich zu machen . . .“

Octavia war nicht länger im Stande, ihn anzuhören.

Schweigend erhob sie sich und verließ das Gemach, um ihr Cubiculum zu erreichen, wo sie erschöpft von den unbeschreiblichen Aufregungen der letzten Wochen haltlos zusammenbrach.

„Es ist gut, daß sie gegangen ist,“ hub Agrippina

wiederum an. „Was ich Dir sagen wollte, war in der That kaum verträglich mit ihrer Gegenwart.“

„Du machst mich neugierig.“

„Ich will frank sein und gleich mit der Thüre in's Haus fallen. Wisse, mein Sohn, daß ich weniger deine Treulosigkeit schimpflich finde, als die grenzenlose Verirrung in der Art deines Auftretens. Es mag ja sein, daß unsre Voraussetzungen betreffs der guten Octavia falsch waren; daß ihr beide mit aller Anstrengung nicht auf die gleiche Tonart zu stimmen seid. Meinethwegen suche Dir denn für den Mißgriff, den ihr begangen, frohe Entschädigung: nur verwandle nicht eine flüchtige Laune in ein offnes Verhältniß. Du wirst mir einräumen, es es war geradezu frech, mit dieser . . . Acte vor Aller Augen Dich im Marsfeld herumzutreiben.“

„Mutter!“ rief Claudius Nero empört . . .

„Laß mich ausreden! Ich gehe noch weiter. Hättest Du eine Liebshast mit Septimia oder mit sonst einer Dame des ersten Standes: ich wollte ein Auge zudrücken. Der Cäsar ist schließlich der Cäsar, und tausend Andere, ohne das Vorrecht des Principats, betreiben dasselbe. Daß Du jedoch mit der Freigelassenen des Nicodemus diese abgeschmackte Idylle spielst, ihr zärtliche Lieder singst, ihr zu Füßen kauerst, und Dich so dem ungestümsten Gelächter aller gebildeten Menschen preisgiebst, das ist deiner nicht würdig und, bei den Göttern, meiner noch weniger!“

„Mutter, wenn Du sie sähest, wenn Du gewahrtest,

wie ihr im Auge die reinste, vornehmste Seele strahlt, wenn Du sie reden hörtest, so klug, so verständig . . .“

„Es ist zum Tollwerden!“ unterbrach ihn die Kaiserin-Mutter. „Ich wiederhole Dir: und wenn sie noch so verlockend ist, Du hast gehandelt wie ein alberner Schulbube! ‚Das reizende Blümchen!‘ Gut, so pflücke sie doch wie ein Wanderer die Heckenrose! ‚Ein Spaß,‘ hätte man dann gesagt, ‚ein Abenteuer im Style des Zeus, der ja auch zuweilen vom Göttersitze herniederstieg, um eine Sterbliche zu erobern!‘ So aber gründest Du deiner Geliebten ein förmliches Heim, giebst ihr Sklavinnen, als ob sie gewohnt wäre, eine Dienerschaft zu befehligen, sinnst und trachtest nichts Anderes als ihre Gunst, überschüttest sie tagtäglich mit Veilchen und Rosen; kurz, Du gebest Dich wie ein fanatischer Isispriester vor dem Standbild seiner allmächtigen Göttin. Ihr freilich, der eingebil deten Puppe, mag es behagen, sich so plötzlich von Reichthum und Glanz überfluthet zu sehen . . .“

„Halt!“ fiel der Sohn in's Wort. „Verdächtige wenigstens nicht die Selbstlosigkeit ihrer Neigung. Mit dem niedrigsten Obdach im Quartiere der Schiffsknechte hätte sie freudig fürlieb genommen: aber ich zwang ihr das Alles auf, weil ich der Meinung bin, daß Nichts in der Welt zu gut für sie ist; und ferner, weil die Herzallerliebste des Kaisers wohnen soll, wie eine Kaiserin . . .“

Es war zum Theil Rebellion und prahlerischer Troz, was aus dieser Rede des Imperators herausklang; denn

in Wirklichkeit war ja die Villa der Acte ein zwar reizendes, aber durchaus nicht etwa verschwenderisches, oder selbst nur künstlerisch ausgezeichnetes Bauwerk.

„Die Herzallerliebste!“ spöttelte Agrippina . . .

„Die Braut, wenn Dir das besser behagt. Ich betrachte sie so, da ja die unglückselige Lage der Dinge mir nicht gestattet, ‚Gemahlin‘ zu sagen.“

„Knabe! Bist Du gehirntrank?“

„Nicht daß ich wüßte. Aber ich schwöre Dir, wenn ich nicht durch die feierlichste Form der Vermählung, die uns von den Altvordern überkommen ist, an Octavia gleichsam geschmiedet wäre, so würde die himmlische Acte, dem ganzen Hochadel der weltbeherrschenden Roma zum Trotz, meine allgebietende Kaiserin.“

Agrippina lachte verzweiflungsvoll auf. Mit krampfhaft verschränkten Armen schritt sie keuchend durch das Gemach.

„Eine Dirne auf dem Thron des Augustus!“ rief sie plötzlich, die Hände ringend. „Der bloße Gedanke ist ein Verbrechen am Staat, ein bühischer Faustschlag in das Gesicht deiner Mutter.“

„Beruhige Dich doch! Einstweilen ist ja nicht die geringste Aussicht vorhanden. Aber wenn es geschähe, so fordre mir doch ja keine Antwort auf die Frage heraus: Welche Kaiserin vor der himmlischen Acte die Krone denn mehr verdient hätte, als sie, die Einzige, Unvergleichliche!“

„Die Sklavin!“ ächzte und jammerte Agrippina.

„Was willst Du damit? Bist Du noch gar so un-  
machtet, um Nichts zu verspüren von dem gewaltigen  
Hauche, der, ein geistiger Frühlingssturm, die Welt durch-  
dringt von Syrien bis Lusitanien . . .? Oder stehe nur  
ich so hoch, daß ich von dem ahnungsvollen, göttlichen Wehen  
berührt werde? Nicht umsonst hat Seneca mir die Lehre  
in's Herz geträufelt, daß alle Menschen von der Natur  
ebenbürtig, daß der Unterschied zwischen Hoch und Niedrig  
ein erkünstelter ist, daß die vermeintlichen Rechte der Großen  
nur in ihrer trotzigen Willkür und Macht beruhen.“

Agrippina schäumte.

„Wann jemals hätte Seneca solchen Wahnsinn ge-  
predigt?“

„Tagtäglich, — seit ich ihn kenne.“

„So muß er beseitigt werden. Der verwerfliche  
Unmensch! Ich hielt seine Lehren für gut, dieweil sie Dich  
zum gehorsamen, liebenden Sohn machten. Jetzt aber —  
hinweg mit dem gauklerischen Sophisten!“

„Mutter,“ begann Nero nach einer langen Pause,  
„wenn Seneca dein Mißfallen erregt, so will ich ihn  
seiner Stellung entheben. Er ist Philosoph genug, um  
das Palatium entbehren zu können. Hast Du sonst noch  
Wünsche: sie sind mir Befehle. Nur daß Eine erwarte  
nicht: daß ich Acte im Stich lasse! Merk' ich noch das  
Geringste von einer Befehdung, so werb' ich ihr eine  
eigne germanische Leibwache.“



Agrippina zuckte zusammen. Es war, als blitze ihr jählings ein Gedanke durch's Hirn, der ihr den Sieg verheißt.

Eine Zeit lang senkte sie ihre Augen zu Boden.

Dann sagte sie sanftmüthig:

„Rede mir, theurer Knabe! Ist das Alles nur ein Zug jener Halsstarrigkeit, die Du von deinem Vater Domitius Aenobarbus ererbt und bis heute zurückgebrängt hast? Oder liebst Du das Mädchen wirklich?“

„Ich liebe sie wie Nichts auf der Welt.“

„Nun denn, so liebe sie! Aber ich bitte Dich, ganz im Geheimen! Ich werde versuchen, ob ich die unglückliche Octavia zu trösten vermag.“

„Mutter, Du machst mich selig!“ rief Nero voll Leidenschaft.

Er warf sich der Kaiserin wild an die Brust und küßte ihr die fieberisch glühenden Wangen.

„Du tolles Kind,“ sagte sie zärtlich. „Aber glaube doch ja nicht, daß ich nun gut heiße, was ich aus allzu-großer Schwäche geschehen lasse. Ich denke, — und das ist wirklich mein einziger Trost: die Zeit wird Dich allgemach zur Vernunft bringen.“

„Denk, was Du willst, und laß Dir was recht Behagliches träumen! Ich bin fürchterlich abgesspannt. Gute Nacht!“

Glückstrahlend eilte Nero von dannen. Im Atrium harrten bereits die Sklaven, die ihn zur Ruhe geleiten sollten.

„Alberner Knabe!“ murmelte Agrippina, als der Vorhang sich hinter dem Kaiser geschlossen hatte; „mich, mich gedenkst Du zu meistern? Wie ihm der Groll in den Augen flammte, als er mir drohte! Aber den Göttern sei Dank: es ist Sorge dafür getragen, daß die Gewässer nicht über den Berg fließen!“

---

## Vierzehntes Kapitel.

Agrippina verließ rasch den Decus und eilte in das matt-erhellte Schlafgemach der Octavia.

Die junge Frau hatte sich schluchzend über das Bett geworfen. Mit reichlich strömenden Thränen benetzte sie ihren Arm und den schwellenden Pfühl.

„Weine nicht!“ sagte die Kaiserin-Mutter halb schroff, halb mitleidig. „Hättest Du's pfißfiger angefangen, der flügge Vogel wär' Dir gewiß nicht ausgekommen. Diejenige ist in meinen Augen kein Weib, die — schön und jung — einen Mann, der auch nur einmal an ihrem Herzen gerührt hat, nicht zu fesseln versteht.“

Octavia hob langsam ihr thränenbefeuchtetes Antlitz. Sie bewegte die Lippen, wie zum Versuch einer Widerlegung.

„Laß nur!“ wehrte die Kaiserin-Mutter. „Ich bin nicht gekommen, Dir Vorwürfe zu machen oder Kritik zu üben. Was hilft das auch? Das Gestern wird durch das Heulen der Klageweiber nicht besser. Im Gegentheil:

ich will Dir verkünden, daß Du in Kurzem über die Nebenbuhlerin triumphiren sollst.“

„Triumphiren?“ wiederholte Octavia zweifelshang.

„Ja. Mein Entschluß ist gefaßt. Trotzig genug hat er mir's zugerufen: nur der Tod trenne sein Bündniß mit Acte. Für diesen unerläßlichen Tod werde ich sorgen.“

Bitternd barg Octavia ihr Angesicht.

„Sei ganz unbesorgt!“ tröstete Agrippina. „Die Sittlichkeit, die Tugend, der Glanz der Cäsarenwürde gebietet's. Wir befinden uns im Stande der Nothwehr: da ist jedes Mittel erlaubt. Hat nicht auch Mucius Scävola, den die Geschichte als den edelsten Patrioten preist, heimlich, wie ein bezahlter Messerheld, sich in's Zelt des Porfena geschlichen? Hat nicht Brutus die eigenen Söhne geschlachtet, um des Vaterlands, um der Hoheit des Consulats willen? Der Thron des Kaisers aber strahlt höher und herrlicher, als alles Uebrige auf der leuchtenden Erdscheibe. Kurz und gut: drei Wochen geb' ich ihm Frist. Wenn er bis dahin die läuderliche Dirne nicht fortjagt, so ist ihr Schicksal besiegelt. Ich lasse sie tödten.“

„Beim allmächtigen Jupiter,“ stöhnte Octavia, angstvoll emporfahrend, „das wirfst Du nicht, Mutter des Imperators!“

„Weshalb nicht?“

„Weil . . . weil . . .“

„Es giebt eine Grenze,“ rief Agrippina, „wo die Gutmüthigkeit einfach absurd wird. Wenn dereinst die Weltgeschichte über mich urtheilt, wird sie gar manches Verdammungswort auf meine Eigenart schleudern: denn wie viele von den traurigen Alltagsmenschen der Zukunft werden im Stande sein, mich und meine heldenhaften Beweggründe zu begreifen? Das Alles will ich für Tand und Firtelanz halten: das Eine aber, der Fluch der Väterlichkeit — dieser Gedanke könnte mich rasend machen. Ich vertrete hier das Gesetz und die Ehre des Kaiserhauses: mir, als dem Oberhaupt der Familie, geziemt es, den alten Glanz derselben zu wahren, und die Schuldige, die ihn besleckt, aus der Welt zu schaffen.“

Octavia trat auf sie zu.

„Theure Mutter,“ sprach sie mit herzbewegender Stimme, „ich am letzten wäre berufen, diese Schuldige zu vertheidigen. Aber mir sagt's mein Gewissen: nur das Weh meiner ewig verlorenen Liebe macht mich so unverschönlisch in der Beurtheilung ihrer Handlungsweise — und so wär' es dennoch ein Mord.“

„Gut, nenne es so! Aber wenn mir ein Strauchdieb in's umfriedigte Heim steigt, um die Schatzkammer zu berauben, so hab' ich ein Recht, ihn zu morden.“

„Mutter,“ schluchzte Octavia, „Acte hat mir das Kleinod seiner Liebe niemals geraubt, denn es lag niemals in meiner Schatzkammer. Sieh', auf den Knien wollt' ich tagtäglich den Göttern danken, und Opfer

bringen und Weihgeschenke bis zum letzten Denar, wenn ich nach jahrelanger Bemühung sein Herz mir erobern könnte, ach, nur für eine einzige flüchtige Woche! So aber — die rohe, mitleidslose Gewalt, — nein, Mutter, das geht nicht. Das würde ihn nur noch tiefer erbittern; er würde in mir die Urheberin seines Verlustes ahnen; er würde mich hassen, während ich jetzt ihm nur gleichgültig bin.“

„Fürchte das nicht!“ erwiderte Agrippina. „Alles läßt sich im Leben verschmerzen, zumal wenn man Kaiser ist. Liebt er sie wirklich — gut, so wird er ihr kurze Zeit nachweinen, und dann um so stürmischer das Bedürfnis nach einem Ersatz fühlen. Dann ist es deine Aufgabe, schön zu sein, zärtlich, und die Erinnerungen, die sich noch hier und da regen, zu deinem Vortheil zu nützen. Laß ihn im Anfang sich einbilden, er umarme in Dir seine ‚Himmliſche‘, wie er sie nennt. Ihr seid so ziemlich von der gleichen Statur; seine glühende Phantasie wird sich leicht eine Täuschung gewähren, bis er allmählich auch die Wirklichkeit lieben lernt. Auf Dich kann er unmöglich Verdacht haben betreffs der Acte. Er weiß, wie sehr Du die Götter ehrst, wie ſcheu und ſittſam Du biſt. Schlimmſten Falls tret’ ich ihm offen unter die Augen und ſage ihm ſchlankweg: Ich, deine Mutter, bin es geweſen, die Dich von Acte befreit hat. Octavia iſt am kleinen Finger hübscher als die Verlorne am ganzen Leibe. Vertragt euch und ſorgt mir dafür, daß bald ein

Kronprinz zur Welt kömmt! Ich will euch nicht zürnen wegen des unangenehmen Ehrentitels Großmutter, der für Agrippina fast schon ein Schimpfwort ist! — Jetzt geh' zur Ruhe, Octavia! Du wirst müde sein, just so wie ich."

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht!“ rief Octavia. Sie hatte die schon zur Thür sich wendende Agrippina sanft bei der Schulter gefaßt. „Ach, Du verkennst ihn. Glaube doch ja nicht, daß Du so leichtes Spiel mit ihm hast! Wenn er sie wirklich liebt — wie ich fürchte — so wird er um ihres Besitzes willen die Fehde aufnehmen mit allen Gewalten der Erde. Und kämpfst Du nicht offen, läßt Du sie heimlich dahinraffen, die er so anbetet, so gnade uns Allen der gütige Jupiter! Mich, Dich, ganz Rom wird er zermalmen in der Maßlosigkeit seiner Herzensqual. Die kurze Zeit, da er mein Gatte war, hat schon ausgereicht, mir den Blick in die furchtbar-dräuenden Abgründe seiner Brust zu erschließen. Da wohnt Alles dicht gedrängt bei einander: die guten und bösen Genien, das Glück und das Unheil, der Gott und der weltzertrümmernde Unmensch. Ich wäre selig gewesen vor allen Weibern, wenn mir das Schicksal vergönnt hätte, das Herrliche, Edle in seiner Seele erstarren zu lassen, die Dämonen der Finsterniß aber sieghaft hinab-zudrängen. Mir ward es nach dem unerforschlichen Rathschluß der Götter versagt: dieser Acte aber — so scheint es — gelingt's. Ueberlaß mich also getrost meinem wüh-

lenden Gram, wenn Er nur glücklich ist, wenn nur die Reime unsterblicher Großthaten unverkümmert und hehr in ihm aufblühen!“

Agrippina starrte ihr mit einem Ausdruck von Schwerhörigkeit in's Gesicht, als hätte Octavia gothisch oder samaritanisch geredet.

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte sie endlich mit verzweifelm Ahselzucken.

„Wenn Du ihn liebtest wie ich, so verstündest Du mich. Du hättest ihm jetzt gleich zu Anfang den Mund geschlossen, ihn weggeführt — unter irgend einem erträglichen Vorwand — und mir Alles erspart. Ach, was hab' ich gelitten! Welche Qual, wie er Dich kurz und bündig zur Rede stellte, und mich, seine Gemahlin, so völlig mißachtete, daß er in meiner Gegenwart die Sache seiner Geliebten verfolgte!“

„Nun, da siehst Du ja, was sie Dir anthut, die erbärmliche Schlange! Das ist's ja, was ich beseitigen will! Du bist wahrlich in einem Grade verwirrt . . .“

„Nicht doch! Ich sehe vollständig klar . . . Was ich da sagte, war nur ein schlecht unterdrückter Ausschrei meiner geängstigten Seele. Acte zerquält mich, ja, ja, sie quält mich zum Rasendwerden, — aber Du darfst sie nicht tödten! Schwöre mir's beim Heiligsten, was Du kennst! Sonst habe ich erst recht keine Ruhe mehr! Sonst geh' ich in dieser Minute noch zu ihm, und verrathe ihm, was Du planst!“



Ueber die Züge der Kaiserin-Mutter flammte die Gluth einer wilden Entrüstung.

„Du hast die Natur einer Sklavin,“ rief sie voll Ingrimm. „Wer sich bettlergleich in den Staub der Landstraße legt, der darf sich nicht wundern, wenn er getreten wird.“

„. . . Ich gehe zu ihm,“ stöhnte Octavia.

Sie nestelte mit fiebernden Fingerspitzen über dem halbentblößten Busen die Tunica zu und griff nach der Palla.

„Gut denn,“ grollte die Kaiserin-Mutter, wie sie sah, daß Octavia Ernst machte. „Ich will Dir's geloben . . .“

„Beim Höchsten und Heiligsten zwischen Himmel und Erde!“ sprach Octavia ihr vor.

„Bei meiner Herrschergewalt über dies Weltreth!“ verbesserte Agrippina in der Haltung einer gebietenden Niobe. „Es soll der Dirne, für die Du um Schonung bittest, kein Leid's geschehen. Das aber wirst Du, hoff' ich, gestatten, daß ich gleichwohl mit aller Kraft darnach strebe, dieses Verhältniß auf irgend eine entsprechende Weise zu lösen. Ist Dir's um deinetwillen so gleichgültig, — gut! Mir als der Mutter des Imperators ist es ein Greuel, und so werd' ich denn handeln, wie mein Stolz mir gebietet.“

Ohne Gruß schritt sie hochathmend von dannen.

Der syrische Teppich wallte langsam über die Pforte.

Octavia aber warf sich, wie zu Tode erschöpft, in die Knie und betete.

„Allgütige Mutter des Alls,“ — so klang es bebend von ihren Lippen, — „frauenbeschützende Juno, erbarme Dich meiner! Ich hab' ihn geliebt als mein Höchstes von Anbeginn, — und bin stumm geblieben und frostig mit qualvoller Selbstüberwindung, weil ich die Hoffnung in meinem angstvoll pochenden Herzen ertöden wollte. Ach, und dann kam der kurze glückselige Traum, wo ich jeden Augenblick hätte ausschreien mögen: ‚Glaube doch nicht, daß ich kalt bin! Ich sterbe ja fast vor heißer, unaussprechlicher Sehnsucht! Siehst Du, nur weil ich mich schäme, daß ich so lange gezweifelt habe, nur um deswillen liegt es bei aller Wonne wie Blei auf diesem selig schauernden Herzen . . .!‘ Vielleicht, wenn ich damals be wunden hätte, was mir die Brust durchtobte . . . Fürchterlicher Gedanke! . . .“

Sie senkte das Haupt. Voll und prächtig wallte ihr lichtbraunes Haar über die schneeige Stirne, über Antlitz und Busen.

„Frauenbeschützende Juno,“ hauchte sie, „Gnadenreiche, vergieb mir, wenn ich in thörichtem Ungeschick etwas veräußt habe! Erbarme Dich meiner! Heile dies zu Tod verwundete Herz von seiner verzehrenden Liebe, laß sie verlöschen wie eine Kerze im Luftzug, oder verleihe' mir die Zauberkrast, meinen Claudius Nero zurückzugewinnen! Denn lange ertrag' ich's nicht. Allnächtlich bethaue ich

mein verödetes Lager mit Thränen, — und graut dann der Morgen, so frage ich: ‚Was soll mir der neuerstandene Tag, da er Alles beim Alten läßt?‘ Erbarme Dich meiner, errette mich von diesem nagenden Elend —: so will ich Dich preisen, hochherrliche Matronalis, mein ganzes Leben hindurch!“

Ein wenig getrüftet, erhob sie sich.

„Die Macht der Natur!“ murmelte sie im Ton einer Nachtwandlerin. „Was war es doch, was er mir damals von der Macht der Natur und ihren geheimnißvollen Zwecken erzählte? Jupiter donnere nicht und Amor schieße nicht Pfeile; dennoch walte ein Göttliches hinter dem Schein aller Dinge, und dennoch sei die Liebe die wirksamste und gewaltigste aller Gottheiten. Wenn Zwei — ein Mann und ein Weib — für einander entbrannt seien, so geschehe dies im Namen jener verborgenen Allmacht und zur Erfüllung ihrer unendlichen Zwecke . . .“

Sie strich sich, diesem Gedanken nachhängend, langsam über die haarumfluthete Stirn.

„Ja, ja, so war's — oder doch ähnlich . . . Der Mann liebt in dem Weibe, das er vergöttert, schon das zukünftige Kind, und deshalb — obchon er's nicht klar begreift, sondern nur leise im Innern fühlt — hängt seine Liebe auch mit so stürmischem Eigensinn just an der Einen, die ihm das schönste und vollendetste Kind verheißt . . .“

Mit beiden Händen überdeckte sie ihr hocherglühes Antlitz.

„Wehe mir,“ stöhnte sie tonlos, „wehe mir! Hätt' ich ihm jetzt die freudige Hoffnung zu bieten, daß er durch mich Vater werden, daß er ein Kind besitzen solle, ihm ähnlich — ja, dann . . .“

Nach kurzer Pause gell ausschreiend.

„Thorheit! Mein Kind würde ihm niemals die Sehnsucht stillen. Es wäre nicht das Kind seiner Träume. Ja, wenn Acte . . . O, ich bin die unglücklichste aller Frauen!“

Böllig erlahmt setzte sie sich in den Lehnstuhl.

Nach einer Weile pochte man zweimal an die Thür des Cubiculum's.

Octavia hieß ihre Getreuen — Phyllis und die Freigelassne Rabonia — eintreten.

Die nicht mehr jugendliche Rabonia erlaubte sich einen fragenden Blick, den Octavia mit einem flüchtigen Nicken beantwortete.

Rabonia entkleidete nun die Fürstin sanft und geräuschlos ihrer Gewandung, während Phyllis ihr die Sandalen löste, die Spangen vom Arme nahm und die letzten Goldnadeln aus dem üppigen Haar zog, das nun mantelähnlich über die Schultern Octavia's herniederwallte.

Rabonia schlang es in einen Knoten, und mochte sich nicht enthalten, die unvergleichliche Schönheit dieses duftigen Lichtbrauns zu loben. —

„Du Gute,“ sagte die junge Kaiserin, „glaubst Du mir Freude zu machen mit dieser harmlosen Schmei-

Gelei? Ich danke Dir um der freundlichen Absicht willen.“

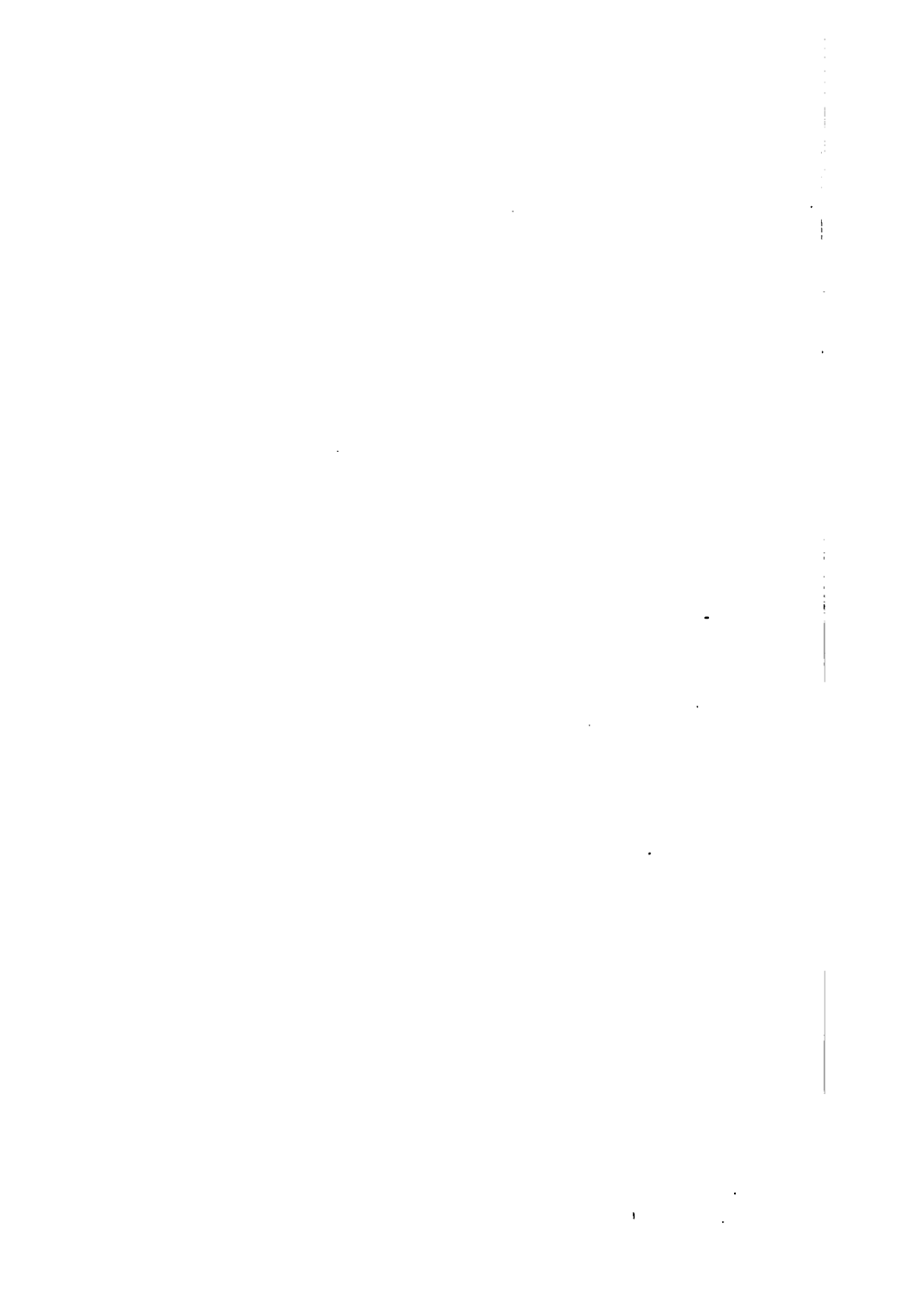
Nachdem Octavia im Seitengemach das übliche Bad genommen, entfernte sich Phyllis mit einem formvollen Gruße. Rabonia half ihrer schönen Gebieterin beim Besteigen des Lagers und streckte sich dann als Wächterin dieser lieblichen Frauenblume dicht vor dem Bette auf ein teppichbelegtes Polster.

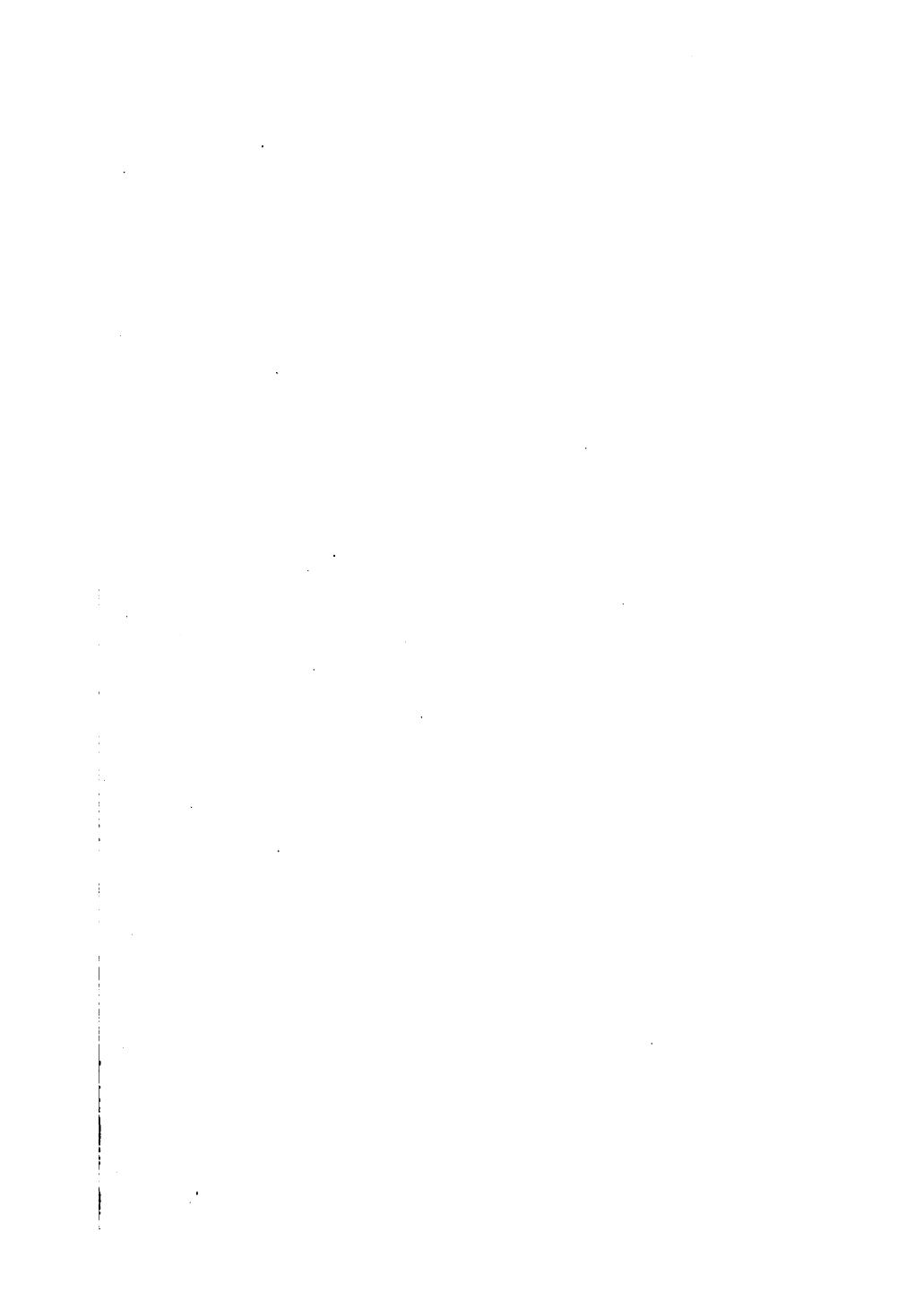
Die bläuliche Ampel goß ihr melancholisches Licht wie versöhnend über die bleichen Züge der Dulderin, die zwar geschlossenen Auges dalag, aber noch wachte, als Rabonia bereits lange entschlummert war.

Ende des ersten Bandes.

NT.  
Ja  
E.O.











OCT 22 1941

